

Zeitschrift: Beiträge zur Heimatkunde / Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Herausgeber: Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Band: 33 (1962)

Artikel: Sagen und Märchen aus dem Senseland : IV. Teil

Autor: Kolly, German / Marro, Ch. / Bongard, Nikolaus P.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-956512>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Wildfrau

Der alte Coling (Nikolaus) trug an Sonn- und Feiertagen nie einen Hut wie die andern Männer, sondern immer ein ganz hoffärtiges Chüjerchäppi aus gelbem, schwarzem und rotem Leder. Das war ringsum noch mit feinen Gold- und Silberfäden bestickt. Immer und immer wieder bewunderten die Leute das einzigartige, kostbare Ding und fragten, woher es komme. Dann richtete sich Coling kerzengerade auf, strahlte mit allen zehn Fingern seinen Silberbart und antwortete stolz : « Dieses Käppchen hat mir die schönste Frau der Welt geschenkt. » Wenn er gut gelaunt war und aufmerksame Zuhörer hatte, dann erzählte er die sonderbare Geschichte, wie er zu diesem Käppchen gekommen. Er erzählte sie immer haargenau gleich, ein Zeichen, daß sie unbedingt wahr sein mußte. Die Geschichte lautete so :

In meinen jungen Jahren hirtete ich mutterseelenallein in der Treffelhütte. Das ist eine Alp am Nordabhang des Käsenberges, die Welschen nennen sie « Gîte de Treyvaux ». Dort hatte ich einst ein sonderbares Erlebnis. An einem Sommertage ging ein furchtbares Gewitter über den Käsenberg und den Burgerwald. Es donnerte und blitzte ohne Unterlaß, der Sturmwind heulte und trieb die schweren schwarzen Wolken so nahe über den Berghang hin, daß es ganz dunkel wurde. Erst regnete es in Strömen, dann hagelte es mit nie gesehener Heftigkeit. Äste, Zweige, Tannzapfen, Schindeln und Zaunstecken flogen in wildem Tummel durch die Luft und es rauschte und tobte und krachte, als ob die Welt in Fetzen gehen sollte. Das Vieh brüllte in den Ställen vor Angst. Ich setzte mich an die Herdgrube und begann den Wettersegen zu beten.

Plötzlich flog die Türe auf und mit einem Schrei stürzte ein Weib in die Küche. Es blickte verwirrt umher und sank alsbald erschöpft auf einen Schemel, der am Herde stand. Ich schloß die Türe und legte einige Reiser auf die noch schwelende Glut. Bald prasselte ein helles Feuer in

der Grube, und im flackernden Scheine desselben konnte ich nun die fremde Frau näher betrachten. Sie war vollständig durchnäßt und die Kleider klebten ihr am Leibe. Rings um sie bildete sich auf dem Boden eine Wasserlache. Ihre blauschwarzen Haare hingen in wirren Strähnen hernieder, und das Wasser brünnelte heraus. Aus dem feinen bleichen Gesicht leuchteten die großen, dunklen Augen. Sie war schön – wunderschön. Aber es war eine ganz fremdartige Schönheit. Die Frau zitterte wie ein gefangenes Vögelein, wohl mehr vor Angst als vor Kälte. Ihre Augen blickten mich angstvoll an und verfolgten jede meiner Bewegungen. Ich fragte sie endlich: « Wo kommt ihr her? » Sie gab keine Antwort. Sie schien mich nicht zu verstehen. Da kam mir in den Sinn, es könnte eine Welsche sein, und im wohlklingenden Patois versuchte ich sie zu beruhigen:

« N'ochè pao pouêre, féjo rin dè mô. »

(Ihr braucht keine Angst zu haben, ich tu' euch nichts zuleide.)

Ich sah es ihr an, sie verstand mich wieder nicht.

Regen und Hagel prasselten noch immer mit unverminderter Heftigkeit auf das Dach der Hütte. Ich holte im Gaden Milch und Brot und reichte es ihr hin. Die Milch trank sie gierig aus, das Brot rührte sie nicht an. Nun öffnete sie den Mund und redete in einer ganz fremden Sprache hastig einige Worte. Das klang wie: « Biri-beri-haza », und sollte wohl heißen: Ich danke dafür. Sie hatte sich jetzt etwas beruhigt. Mit allen Fingern griff sie in die nassen Haarsträhnen und kämmte sie nach hinten, daß ihre ganze Fülle über den Rücken floß. Unterdessen hatte der Hagel aufgehört, und auch der Regen schlug leiser und leiser auf das Hüttendach. Ich öffnete die Türe und blickte hinaus. Die Weide war vom Hagel wie überschneit. Bäche schossen von den Hängen hernieder und eilten gurgelnd und rollend zu Tale. Tannen lagen kreuz und quer übereinander auf dem Boden und die Zäune waren zerrissen. Während ich so die Schäden betrachtete, schoß die fremde Frau plötzlich an mir vorbei ins Freie und jagte wie ein gehetztes Reh über die Weide bergan und verschwand im Bürgerwalde.

Ich stand noch lange an der Türe, blickte dahin, wo sie meinen Augen entschwunden, und grübelte nach, wer diese Frau wohl sein könnte. Da erinnerte ich mich, daß meine Großmutter oft seltsame Geschichten erzählt hatte « va wilde Lüt, wa früjer im Bürgerewaal dahiim gsi sin. » Diese Menschen sollen hübsch und sehr klug gewesen sein und eine eigene Sprache gesprochen haben. Sie sollen ungemein scheu gewesen

sein und sich streng gehütet haben, mit den Bewohnern des Flachlandes in Berührung zu kommen. Und so eine Wildfrau mußte die Unbekannte gewesen sein, daran zweifelte ich nicht im geringsten.

Ich konnte die schöne Frau nicht mehr vergessen. Oft wanderte ich stundenlang im Burgerwalde herum und suchte sie. Einmal erblickte ich durch das dunkle Gewirr der Stämme eine sonnenbeschienene Lichtung, und dort saß sie auf einem Steine und strich mit den Fingern durch das aufgelöste Haar. Ich stürmte durch das dichte Gehege, und als ich auf die Lichtung kam, war niemand auf dem Steine. Hatte mich ein Trugbild genarrt ? – Ich weiß es nicht.

Einst fuhr ich in der Nacht aus dem Schlafe empor. Ich glaubte, es habe jemand an die Türe geklopft. Ja, ich meinte sogar, die Stimme der Wildfrau zu hören. « Biri – beri – haza », sprach sie wieder. Ich erhob mich schnell, zündete die Laterne an und eilte hinaus. Es war niemand zu sehen, nicht der leiseste Laut zu hören. Ich wandte mich um und wollte wieder in die Hütte treten. Da fiel der Lichtschein an die Wand, und am Türpfosten blitzte und funkelte etwas : Ein Chüjerchäppi aus gelbem, rotem und schwarzem Leder und mit Gold- und Silberfäden wundervoll bestickt. Das konnte niemand anders dorthin getan haben als die schönste Frau der Welt, – die Wildfrau vom Burgerwald. »

Das ist die Geschichte, die der alte Coling so oft erzählte.

Der verschollene Landjäger

Es war post Christum natum,
man weiß nicht mehr das Datum,

da herrschte in Freiburg zu Stadt und zu Land große Aufregung. Ein gefürchteter Verbrecher war aus dem Gefängnis entwichen. Die Polizei machte sich sofort auf die Suche. In der Umgebung der Stadt wurden alle Wälder und Schlupfwinkel durchstöbert. Vergebens.

Da kam aus dem Oberland die Meldung, ein verdächtig aussehender Mann, der dem Gesuchten gleiche, sei eilig an der Schwandhütte vorbeigegangen und dann im Burgerwald untergetaucht. Augenblicklich machte sich eine Abteilung Landjäger auf den Weg nach dem Schwand. Dort angekommen, stellte der Anführer seine Leute auf, ließ sie fächerförmig vorrücken und den Wald durchkämmen. Vorsichtig jedes Dickicht, jede Höhle, jedes Versteck durchforschend drangen sie immer weiter vor. Nichts Verdächtiges regte sich. Der Wald rauschte wie immer. Hie und da ertönte der Ruf eines Vogels, oder ein Rebhuhn flatterte ängstlich aus dem Gebüsch, sonst tiefe Stille. Weiter, immer weiter hinauf stiegen die Männer. Einer erkletterte schon den letzten steilen Hang. Jetzt stand er oben auf dem Grat und blickte aus dem Tannendunkel hinaus auf die besonnten Weiden der Muschenegg.

Plötzlich fuhr er zusammen. Etwa einen Steinwurf von ihm entfernt gewahrte er einen Mann mit wirren Haaren und schwarzem Bart. Der kniete am Boden und fuchtelte mit einem großen Messer. « Der Verbrecher », fuhr es dem Polizisten durch den Kopf. Er riß den Säbel aus der Scheide, schwang ihn durch die Luft und stürmte mit dem Rufe : « Hände hoch ! » auf den Mann zu. Dieser hob den Kopf und blickte den Landjäger genau an. Dann lachte er aus vollem Halse und sagte :
« Abah, Fränzla mach doch nit ds Chalb. »

Der Polizist blieb wie angewurzelt stehen, stierte den Verbrecher an – – und lachte auch, – lachte, was nur zwischen Schnauz und Bockbart heraus mochte.

« Isch das dier – Chaschper ? » brachte er endlich hervor.

« Woleppa deich », kam die Antwort zurück.

« Was machischt de *du* da obe ? »

« Eissenerwürze usaloch. Das git vürnäm Tröpf. Die si guet fur ds Härz u der Mage z'wärme. »

Die beiden schüttelten sich lange die Hände und freuten sich des Wiedersehns. Das war also nicht der gesuchte Verbrecher, sondern Kaspar, der einstige Nachbarsbub und liebe Jugendfreund. Sie hatten viele Jahre lang einander nicht mehr gesehen. Nun setzten sie sich nieder, erzählten ihre Erlebnisse und verloren sich zuletzt in selige Kindheits-erinnerungen.

Nach und nach erreichten auch die übrigen Landjäger den Bergesgrat und gesellten sich zu den beiden. Kaspar hatte ein geschliffenes Mundwerk und wußte die ernsten und müden Gesetzeshüter köstlich zu unterhalten. Endlich waren alle da. Nein, – – einer fehlte noch. Wo mochte er wohl sein ? Wenn ihm nur kein Unfall passiert war. Der Aufstieg durch den weglosen, steinigen Hang bot allerlei Gefahren. Die Männer ließen zuerst einzeln und dann alle miteinander den in den Bergen üblichen Anruf ertönen. Huuuh – – uh ! klang es weit, weit über den Burgerwald hin. Keine Antwort. Nur das Echo trug den Laut drei- oder viermal zurück. – « Kameraden kommt, wir müssen ihn suchen », befahl jetzt der Anführer. Damit fand das heitere Zwischenspiel mit dem lätzen Verbrecher sein Ende und das Schicksal schlug dunkle Seiten auf.

Sie suchten ihn bergab, sie suchten ihn bergauf, sie suchten hüben, sie suchten drüben. Umsonst. Nicht die geringste Spur von dem Vermißten war zu finden. Die Nacht brach herein, und die Polizisten kehrten nach Freiburg zurück. Noch hegten sie eine kleine Hoffnung. Vielleicht war ihr Kamerad aus irgend einem Grunde vorzeitig nach der Stadt zurückgekehrt. Irrtum, – er war nicht da. In der nächsten Morgenfrühe zogen die Landjäger wieder in den Burgerwald. Auch Landleute, Hirten und Holzer beteiligten sich an der Suche. Der ganze Wald wurde noch einmal durchpirscht und jeder Graben, jedes Gebüsch, jeder Winkel erlesen. Alles umsonst. Jetzt tauchte die Vermutung auf, der Landjäger sei auf den Verbrecher gestoßen, dieser habe ihn getötet und irgendwo

verscharrt. Auch das stimmte nicht. Es stellte sich heraus, daß der Missetäter den Burgerwald gar nicht betreten hatte, sondern nach Westen geflohen war. Er wurde am folgenden Tage in Wärire (Les Verrières) verhaftet, – just im Augenblick, als er die Grenze überschreiten und nach Frankreich entwischen wollte.

Noch lange hat man im Bergwald droben gesucht, doch ohne den geringsten Erfolg. Es war, als ob die Erde den Polizisten verschlungen hätte. Langsam geriet das mysteriöse Ereignis in Vergessenheit. – Jahr um Jahr verging. Jahrzehnte reihten sich aneinander. Ein ganzes Menschenalter verstrich. Da – plötzlich flammte die vergessene Geschichte wieder auf und ging von Mund zu Mund durchs ganze Land.

Holzhauer hatten am Nordhang der Muschenegg einen riesigen Baum gefällt und gingen daran, den Stamm in Stücke zu zersägen. Nach einer Weile fing die große Waldsäge an zu hoppeln und zu kreischen. Man stieß, man zog, – sie war nicht mehr weiter zu bringen. Die Männer schauten verwundert einander an. « Da ist Eisen drinnen », sagte einer. Der andere meinte : « Vielleicht ist es Geld, – ein verborgener Schatz. » Sie hielten Rat und beschlossen endlich, den Stamm der Länge nach aufzuspalten. Die Halbweggen wurden in einer geraden Reihe eingesetzt und dann mit wuchtigen Axtschlägen gleichmäßig in die Tiefe getrieben. Es begann im Holz zu klöpfen und zu krachen. Ein langer Spalt bildete sich. Immer tiefer drangen die Keile, immer breiter und breiter wurde der Spalt. Mit einem Krach fiel der Stamm plötzlich auseinander. Er war innen hohl, und die beiden Hälften glichen zwei Brunnentrögen. Ein Arbeiter schrie laut auf : « Haah ! Seht dort, seht dort ! » Die Männer blickten mit schreckhaft geöffneten Augen hin und stießen einen Schrei des Entsetzens aus. In dem einen Trog lag ein schauriges Totengerippe. Auf seinem Schädel saß noch ein ledernes Käppi. Um die Lendenwirbel schlang sich ein Gürtel und daran hing ein rostiger Säbel. An diesem hatte sich die Säge ihre Zähne stumpf gebissen. Es war kein Zweifel mehr möglich, – man hatte endlich den verschollenen Landjäger gefunden.

Wie aber war er in den Baum hineingeraten ? Das erklärte man sich so : Der Polizist stieg über die vielen Seitenäste des Baumes – wie auf den Sprossen einer Leiter – bis zum Wipfel empor. Dort hielt er Umschau nach dem Verbrecher. Da geschah das Unglück. Brach ein Ast ? – Glitschte er aus ? – Er stürzte mit den Füßen voran in die offene Höhlung hinunter und blieb in der Mitte des Stammes stecken, festgeklemmt

wie der Zapfen im Flaschenhals. – Welch schrecklicher Tod. Ein Opfer der treuen Pflichterfüllung.

Die Gebeine des unglücklichen Landjägers wurden auf dem Friedhof seines Heimatdorfes in die geweihte Erde gebettet. Gott gebe ihm eine glorreiche Auferstehung.



Der flinke Heuer

Das ist eine alte und recht sonderbare Geschichte. Heuer und Heuerinnen haben sie immer und immer wieder erzählt, wenn sie etwa im Schatten eines Baumes saßen und die Znünisuppe löffelten oder sonst einwenig verschnauften. Der Heuet war ehemals eine lange und sehr strenge Arbeit. Außer Sense, Gabel und Rechen gab es keine andern Werkzeuge. Es klingt darum aus diesem Märchen eine leise Sehnsucht nach irgend etwas, das diese schwere Arbeit verkürzt und erleichtert. Fast möchte man glauben, die Heuer von damals hätten in weiter Ferne schon das kommende Zeitalter der Maschinen geahnt. – Hört :

Die Zeit der Heuernte rückte wieder heran. Ein Bauer war in großer Verlegenheit. Es fehlten ihm die nötigen Arbeitskräfte. Da machte er sich eines Tages auf den Weg, um Heuer zu suchen. Er wanderte durch viele Dörfer und hielt fleißig Nachfrage. Vergebens. Kein Bein konnte er auftreiben. So kehrte er denn gegen Abend verdrossen wieder heim. Da begegnete ihm auf der Landstraße ein kleiner, aber kräftig gebauter Mann mit schlaun Äuglein. Der trug den Wanderstab über der Schulter und hatte seinen Kittel darangehängt. Der Bauer grüßte, blieb stehen und fing ein Gespräch an :

« Spazieren ? »

« Oh nein. – Arbeit suchen. »

« Das trifft sich gut. Ich könnte einen Heuer brauchen. »

« Paßt mir. »

« Kannst du mähen ? »

« Kann alles. »

« Potz Donner ! – Und wie heißest du ? »

« Flinggi. »

« Oho ! Das ist der richtige Name für einen Heuer. Der gefällt mir besser als Schlabi oder Plampi. Und – wieviel Lohn müßte es sein ? »

« Ein Goldstück. »

« Mmm ! – Das ist viel. – Aber du sollst es haben. – Komm mit. »
Die beiden schlugen nun den Pfad nach dem Bauernhofe ein. Unterwegs zeigte der Meister dem neuen Knecht die Gemarkungen seines Gutes : « Dort reicht es bis an jenen Wald, da drüben bis an den Bach



und da unten bis an die Landstraße. Bis das alles gemäht und unter Dach ist, werden einige Wochen vergehen. » Flinggi lächelte schlau und meinte : « Zwei Tage ! » Der Meister dachte, entweder ist er ein einfältiger Tropf oder ein heillosen Plagöri.

Auf dem Hofe angelangt, gab der Bauer dem Knecht eine Sense und befahl ihm, auf der Hausmatte etwa zehn Mahden Grasig zu mähen. Der Knecht ging. Doch schon nach wenigen Minuten kehrte er wieder zurück und meldete :

« Grasig gemäht. – Fertig ! »

Der Meister konnte es nicht glauben und schaute nach. Wirklich, da lagen zehn dicke, schnurgerade Mahden auf der Wiese. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein.

Am folgenden Morgen sprach der Bauer : « Das Wetter ist gut. Jetzt gehts los. Heute mußt du auf Tod und Leben den ganzen Tag Heu mähen, und dort, wo du bei Sonnenuntergang aufhörst, fängst du beim Morgengrauen wieder an. So geht es weiter durch Tage und Wochen, bis alles Heu unter Dach ist. » « Mmhm », machte Flinggi und lachte mit dem ganzen Gesicht. Dann nahm er Sense und Wetzstein und ging. Der Meister aber zog sich in ein Versteck zurück, um den Burschen zu beobachten. Da sah er sonderbare Sachen.

Der Mähder schritt mit geschulterter Sense durch das hohe Heugras und stellte sich ungefähr in die Mitte der weitläufigen Matte. Jetzt nahm er die Sense von der Schulter, wetzte sie und ließ sie mit einem kräftigen Schwung im Kreise rings um sich durch das Gras sausen. Nur diesen einzigen Streich tat er. Dann stellte er die Sense vor sich hin, legte die gekreuzten Arme über den Worb und schaute lächelnd dem zu, was jetzt geschah. Und siehe ! Um die ringförmige Mahde herum neigte sich das Gras gegen den Mähder und fiel geschnitten zu Boden. Schon neigten sich wieder andere Gräser, Halme und Dolden und sanken lautlos hin. Das sah genau so aus, wie wenn man einen Stein in ein stehendes Wasser wirft. Die Ringe gehen weiter, bis sie das Ufer erreichen. Auch hier wurde der Kreis des fallenden Grases immer größer und größer, bis er droben den Wald, drüben den Bach und drunten die Landstraße erreichte. Jetzt lag alles Heugras geschnitten am Boden. Der Mähder nahm die Sense auf die Schulter und schritt gemütlich dem Hause zu. Er trat vor den Bauer und sprach :

« Heu gemäht. – Fertig ! »

Der Meister, der alles beobachtet hatte, war sprachlos. Er begann sich vor dem unheimlichen Heuer zu fürchten und wich ihm überall aus. Dann aber kam die Sorge über ihn, wann man das viele Heu einbringen wolle. Wenn jetzt schlechtes Wetter einträfe, wäre die ganze Heuernte verdorben. Den Knecht beunruhigte das nicht im geringsten. « Morgen », sagte er nur und lachte schlau.

Am frühen Nachmittag des nächsten Tages schöpfte Flinggi in der Nähe des Hauses ein Häufchen Heu zusammen. Das steckte er an die Gabel, trug es über die Einfahrt und warf es auf die Bühne. Nun begann ein neues, noch nie gesehenes Schauspiel. Das Heu auf der Wiese fing

an sich zu kräuseln wie das Wasser eines Sees, wenn der Wind hineinbläst. Es bildeten sich kleine Wälmchen. Die wälzten sich über und über, vereinigten sich miteinander, wurden dicker und dicker und krochen wie riesige Graswürmer langsam dem Hause zu. Immer mehr Schwaden flossen zusammen, bis sich zuletzt ein einziger, mächtiger Walm bildete, der langsam über die Einfahrt kroch und sich auf der Bühne zur Ruhe legte. Der Heustock wuchs immer höher empor. Bis an das Schindeldach füllte sich das Haus mit chrüspeldürrem, duftendem Heu. Flinggi lehnte unterdessen am Einfahrtstor, schaute mit gekreuzten Armen dem Wunder zu und lachte schelmisch.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, und schon war das letzte Hälmchen unter Dach. Die Matte sah wie gekämmt aus. Der Heuet war zu Ende. Zwei Tage hatte er gedauert und keinen einzigen Schweißtropfen gekostet. – Nach einer Weile kam der Bauer auf die Einfahrt. Der Knecht ging ihm entgegen und meldete :

« Heu eingetan. – Fertig ! »

Doch der Gebieter wußte ihm kein Dankeswort dafür. Noch immer schlotternd vor Angst und Aufregung rief er : « Mir graust vor dir. Was du verübt hast, das ist Teufelswerk. Ich will nichts mehr mit dir zu tun haben. Hier hast du das versprochene Goldstück. – Und jetzt packe dich fort und komme mir nie mehr unter die Augen. » – Flinggi lachte spöttisch, hängte seinen Kittel an den Wanderstab, schwang ihn auf die Schulter und zog von dannen.

Nun war er fort. « Schade », sagten viele Leute, « wir hätten ihn hier behalten sollen. So ein Phisikus läuft nicht alle Tage daher. Warum auch hinter allem immer einen Teufel sehen ? » – Noch mancher Bauer hat zur Sommerszeit, wenn die Ernte drängte, das Wetter jagte und die Arbeitskräfte fehlten, sehnsüchtig nach ihm Ausschau gehalten und seufzend gesprochen : « Ach, wenn doch der Flinggi wiederkäme. »

Aber er kam nicht mehr – nie mehr – nie.

Der Deserteur des Burgerwaldes

Auf einer lichten Stelle des Burgerwaldes, Schwand genannt, lebte seit langer Zeit die Familie Bürky. Zwei Brüder, Joseph und Benz, Stina, ihre Schwester, und Lisebeth, die Ehefrau des Benz, gehörten dazu. Die Freude der Familie aber war Peter, Benzens Sohn.

Die Bürky waren arm, aber rechtschaffen und arbeitsam. Sie lebten friedlich im Gebirge vom Ertrage ihrer Arbeit. Benz war je nach Gelegenheit Mäusefänger oder Heuer, oft half er den Nachbarn beim Dreschen des Getreides. Stina und Lisebeth spannen und strickten. Joseph hatte bis 1801 in der französischen Armee gedient. Jetzt betrieb er das Schreinerhandwerk. Er belebte in der Familie die langen Winterabende, indem er seine Kriegserlebnisse erzählte.

Die Bürky hatten fünf oder sechs Ziegen und eine Jucharte Land, worauf sie Kartoffeln pflanzten. Sie begnügten sich mit wenigem und fielen niemanden zur Last.

Der Sohn Peter wuchs zum Jünglinge heran. Er war gut, milde und treuherzig, aber ohne Schulkenntnisse. In St. Silvester wurde damals noch nicht regelmäßig Schule gehalten wie heute. Während er die Ziegen hütete, hatte er die kleine Flöte, die er als St. Niklausgeschenk erhalten hatte, spielen gelernt. Wollte man an einem Sonn- oder Festtage einen vergnügten Nachmittag verbringen, so berief man den Peter Bürky, der gerne kam und sein Instrument spielte. Man trank selten Wein, den Branntwein kannte man kaum. Aber ein anderer Fallstrick bedrohte damals die Jugend : die Rekrutierung für den fremden Militärdienst.

In Frankreich regierte Napoleon. Er hatte der Schweiz die Vermittlungsurkunde gegeben (1803), verlangte aber, daß unser Land ihm dafür vier Regimenter Hilfstruppen schicke, jedes zu 4000 Mann. In diesen Regimentern, die an allen Feldzügen Napoleons teilnahmen, entstanden durch Krieg und Krankheiten zahlreiche Lücken, die sofort wieder aus-

gefüllt werden mußten. Die Anwerbung bot viele Schwierigkeiten. Viele junge Schweizer waren schon in den französischen Kriegsdienst gezogen, aber wenige davon waren zurückgekehrt. Um den Werbern ihre Aufgabe zu erleichtern, hatte die Regierung ihnen erlaubt, in den Wirtschaften öffentliche Tänze zu veranstalten. Wehe dem jungen Manne, der bei solchen Anlässen ein Glas Wein oder ein Geldstück annahm oder schrie: « Es lebe der Kaiser ! » Er wurde als angeworben betrachtet, unbarmherzig seiner Familie entrissen, nach Pontarlier oder Besançon geschleppt und dort in Verwahrung genommen.

Peter Bürky begab sich an einem Fastnachtmarkte nach Freiburg. Es war vielleicht das erste Mal, daß er in die Stadt kam. Hier traf er Kameraden, mit denen er das Wirtshaus « zum Schild » besuchte. Da wurde getanzt und man trank auf den Kaiser. Ein Anwerber suchte den braven jungen Mann, welcher die ihm drohende Gefahr nicht erkannte, zu verlocken. Bürky, des Weines ungewohnt, trank ohne Mißtrauen und fing auch an zu tanzen. Sein Blut geriet bald in Wallung. Ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, was er tat, nahm er Handgeld. Als seine Kameraden dies sahen, erschrakten sie und führten ihn rasch weg. Allein der Werber hatte sich Name, Vorname und Wohnort wohl gemerkt.

Nach einigen Tagen wurde der junge Bürky im Schwand abgeholt. Seine bestürzten Eltern begleiteten ihn bis nach Freiburg und hofften, ihn befreien zu können. Aber die eingegangene Verpflichtung wurde als gültig anerkannt. Sie konnten ihren Sohn den Händen des Werbers nicht entreißen. Untröstlich kehrten sie auf den Berg zurück, und Peter reiste nach Pontarlier ab. Er war damals kaum 21 Jahre alt. Hier wurde er mit groben Worten auf den Kriegsdienst eingedrillt, denn bald sollte er nach Holland, in ein Schweizerregiment, versetzt werden. Bürky wußte aber mit der Hirtenflöte besser umzugehen als mit der Muskete. Das Heimweh ergriff ihn. Er dachte nur noch an seine weinenden Eltern, an seine Freunde, seine Berge, seine Ziegen. Er konnte weder schlafen noch essen, und so sah man den blühenden Jüngling dahinwelken. Eines Tages hörte er den Freiburger Kuhreihen singen. Die « Lioba » des Käsenberg ergriffen seine Seele wie nie zuvor. Er hielt's nicht mehr aus und ergriff die Flucht.

Drei Monate nach seiner Abreise von Freiburg klopfte der junge Bürky des Nachts bei seinen Eltern im Schwand wiederum an. Groß war die Freude des Wiedersehens, aber sie war nicht von langer Dauer. Seine

Flucht wurde der Regierung zur Kenntniss gebracht und bald erschienen die Landjäger, um den Deserteur einzufangen. Aber Peter verbarg sich bei der Kreuzfluh in einer Höhle. Während mehreren Monaten verfolgten sie vergebens seine Spur. Eines Tages kamen drei Polizisten auf den Schwand, durchsuchten das Haus vom Keller bis auf den Dachboden und durchquerten die ganze Umgebung, aber ohne Erfolg. Müde und enttäuscht kehrten sie zurück. Sie schlugen den Weg nach dem Plasselschlund ein. Als sie an der Kreuzfluh vorbeikamen, sprang plötzlich der Hund der Familie Bürky aus einer Höhle und bellte sie an. Der Hund wurde zum Verräther. Während der eine Landjäger mit vorgehaltenem Gewehr in die Höhle eindrang, bewachten die beiden andern deren Ausgang. Bürky war entdeckt. Obgleich er ein starker, junger Mann war, erklärte er doch der Übermacht gegenüber sich ergeben zu wollen. Er folgte dem Polizisten, entreißt ihm aber unversehens die Waffe, schlägt ihn nieder, wirft beim Herauskommen einen zweiten nieder und entflieht mit Blitzesschnelle in den nahen Wald. Der dritte Verfolger schießt auf ihn und hat ihn nach den hinterlassenen Blutspuren verletzt. Der Flüchtling aber war verschwunden.

In die Hütte der armen Familie Bürky kehrten von neuem Entmutigung und Trostlosigkeit ein, denn sie vernahm nichts mehr von ihrem lieben Sohn. Benz und Lisebeth starben nach kurzer Zeit, Joseph und Stina lebten noch mehrere Jahre.

Mehr als dreißig Jahre später sahen Hirtenknaben auf der Muschenegg, einer Bergweide oberhalb des Bürgerwaldes, einen Mann, vor dem sie sich gefürchtet hätten, wenn er nicht vor einem Feldkreuz niedergekniet wäre. Er trug Kleider wie ein schwarzer Kapuziner und einen langen grauen Bart. Dieser Eremit befragte sie, ob die Bürky noch im Schwand wohnhaft seien. Aber die jungen Hirten kannten weder die Bürky noch ihre Hütte, die längst niedergerissen war. Der Fremde wischte sich eine Träne aus dem Auge und verschwand im Bürgerwald. Einige Tage später sah man ihn durch das Dorf Zurflüh gehen. Später vernahm man, daß ein Pietro Bürky in Roveredo, einer kleinen Stadt im italienischen Tirol, als Klosterbruder gestorben sei.

Ch. MARRO.

Deutsche Übersetzung von Alfons AEBY.

Der starke Peter

Im Jauntale lebten vor langer Zeit drei riesenhafte Geschwister, die sich durch ungewöhnliche Körperkraft auszeichneten. Sie hießen Peter, Josi und Marie Mooser, wurden aber nur « des Langen » genannt. Der stärkste aus diesem Kleeblatt, Peter, war seiner erstaunlichen Leistungen wegen über das Jauntal hinaus bekannt.

Die drei Geschwister lebten im Weiler « Im Fang », in einem wettergebräunten, geräumigen Bauernhaus einträchtig zusammen. Dieses Haus stand auf einer kleinen Anhöhe, « Ledi » genannt. Gegen Westen ragt wie eine riesige Schutzwand die Hochmatt zum Himmel. Auf diesem Berge wirtschafteten die drei Geschwister des « Langen » viele Jahre hindurch als tüchtige Sennen. Diese Alp war auch der Schauplatz so mancher Heldentaten des « starken Peter ». Aus dem Legendenkranz, der sich um diese Sennengestalt windet, sei hier einiges kurz nacherzählt.

1. Der Kampf mit dem rasenden Stier

An die Hochmatt grenzen die Bergweiden des « kleinen Mont ». Auf einer dieser Weiden, dem « Sonnenhalb », hirteten damals drei Sennen, die dem langen Peter nicht gut gesinnt waren : einmal deswegen, weil er sie an Körperkraft weit übertraf, ferner, weil sie ihn noch nie überwinden konnten. Es ging schon dem Herbst zu, als sie eines schönen Tages Peter von der Hochmatt herabkommen sahen. Auf den Schultern und mit dem Kopfe trug er eine « Fert » (Bürde) Enzianwurzeln. Von neuem erwachte im Herzen der drei Sennen der Haß. Sie beschlossen, dem Peter heute einen Streich zu spielen. Da keiner von ihnen persönlich mit dem Riesen es aufzunehmen wagte, entschlossen sie sich, den bösen Stier auf ihn loszulassen.

Als nun Peter der Sennhütte sich näherte, sah er zu seiner Überraschung ein schnaubendes Ungetüm auf ihn zurasen. Gleichzeitig hörte er jemand rufen : « So ! wehr dich jetzt, du Kraftmensch ! » Peter nahm schnell gefaßt den Kampf mit dem wütenden Stier auf. Er stieg auf den nächsten Steinhaufen, griff nach einem mächtigen Stein und schleuderte ihn mit aller Wucht gegen den Kopf des Tieres. Plumps ! Der Stier fiel zu Boden und streckte alle Viere von sich. Das war so überraschend geschehen, daß Peter darüber nicht einmal Zeit gefunden hatte, seine Bürde abzulegen. Jetzt aber stellte er diese ins Gras und überzeugte sich, ob der Stier wirklich tot sei. Nachher schritt er gemächlich der Sennhütte zu, fand aber dieselbe zu seinem Erstaunen leer. Die Türen aber standen sperrangelweit offen. Die tapferen Küher hatten sich vor dem Zorn des Siegers auf die Schattenseite hinüber in Sicherheit gebracht.

Indessen setzte sich Peter an den gedeckten Tisch und sättigte sich mit Ziegenmilch, Brot und Käse. Hierauf schritt er zur offenen Türe, hielt die Hände trichterförmig an den Mund und schrie den Geflüchteten auf der Schattenseite zu : « So, jetzt könnt ihr kommen und euren Stier schinden. » Sprachs, packte seine Bürde und schritt, als ob nichts vorgefallen wäre, dem Fang zu.

2. Ein unausgefochtener Zweikampf

Bis ins Simmental hinüber drang der Ruf des riesenstarken Mannes. Dazumal lebte auch dort ein Mann, der Peter an Größe und Stärke nicht viel nachstand. Der Simmentalerriese hatte sich vorgenommen, den Jauner zu besiegen. Um diese Zeit war Peter auf dem sogenannten « Breggischlund » tätig. Er hatte den genannten Simmentaler schon früher kennen gelernt. Als dieser nun eines Morgens auf der Schwelle erschien, redete ihn Peter freundlich an : « Grüß dich Gott, starker Simmentaler ! Du hast gewiß Durst. » Mit diesen Worten reichte er ihm mit der rechten Hand ein großes « Gebsi » voll Käsemilch hin. Der Simmentaler griff ebenfalls mit einer Hand nach der Schüssel, mußte aber bald auch mit der andern Hand zugreifen, da ihm sonst die Schüssel entfallen wäre.

Peter bewirtete nun seinen Gast aufs beste mit Milch, süßer Nidel, Greyerzerkäse und Brot. Er wußte genau, weshalb ihn der andere aufgesucht hatte, sagte jedoch kein Wort davon. Als sich der Simmentaler

gesättigt hatte, wandte er sich zum Gehen. Peter sprach zu ihm : « Ich danke dir für deinen Besuch. Zum Abschied wollen wir uns als gute Freunde noch die Hand drücken. » Und Peter drückte dem Simmentaler die Hand so kräftig, daß diesem das Blut aus den Fingernägeln heraus-spritzte. Der Simmentaler hatte seinen letzten Besuch beim starken Peter gemacht und ließ sich nie mehr blicken.

3. Peter räumt eine Gaststube aus

Eines Tages kam Peter an der Wirtschaft in der Zintre vorbei. Da vernahm er aus der Gaststube einen Heidenlärm. Aus dem Stimmen-gewirr heraus hörte er die Stimme seines Bruders Josi. Schnell ent-schlossen kehrte Peter um und wollte seinem Bruder zu Hilfe kommen. Aber er fand die Türe zur Gaststube versperrt. Die Raufbolde hatten sein Kommen bemerkt und schnell die Türe zugeriegelt.

In der Gaststube stand aber ein großer Sandsteinofen, der von der Küche aus eingeheizt wurde. Peter kroch nun in den Ofen, stülpte die Ofenplatte ab und kam so in der Gaststube zum Vorschein. Kaum hatten die Raufenden sein Erscheinen bemerkt, sprangen die Feigsten zum Fenster hinaus. Peter griff nun nach dem nächsten langen Stuhl, ging damit von einer Ecke zur andern und säuberte so innerhalb einer Minute den ganzen Saal.

Hochbetagt starb Peter eines sanften Todes. Sein Name lebt aber weiter in der Überlieferung seiner Volksgenossen.

P. Nikolaus BONGARD.

G'fahr! G'fahr!

Drei Männer aus St. Silvester, ein Jelk, ein Buntschu und ein Kolly, gingen an einem Wintermorgen in den Burgerwald hinauf. Sie wollten am Fuße der Kreuzfluh Holz fällen. Kaum hatten sie ihre Arbeit noch recht begonnen, als Jelk plötzlich die Säge fahren ließ, aufhorchte und seine Kameraden fragend anblickte.

« Habt ihrs gehört ! » rief er.

« Was gehört ? » entgegneten die andern.

« Eh – die Stimme, die gerufen hat. »

« Es hat nur eine Krähe geschrien », sagte Buntschu.

« Nein, nein », behauptete Jelk, « es war eine menschliche Stimme, die uns gewarnt hat. Ich habe es ganz deutlich gehört : G'fahr – G'fahr – G'fahr ! hat sie gerufen. »

« Abah ! beruhige dich », meinte Kolly. « Es war ganz sicher nur ein Gaagger, ein ganz gewöhnlicher Gaagger, der dich erschreckt hat. Ich habe es deutlich gehört : Gwaa – gwaa – gwaa – hat er gemacht. »

So zog sich der Wortstreit noch eine Weile hin. Doch plötzlich ertönte die Stimme zum zweiten Mal, – lauter, eindringlicher, ängstlicher als zuvor :

« G'fahr ! – G'fahr ! – G'fahr ! »

Diesmal hatten es alle drei Männer gehört und die Worte genau verstanden. Sie blickten zur Kreuzfluh empor, denn von dort herab war die Stimme gekommen. Einer zeigte dem andern mit dem Finger : « Dort – dort – siehst du ihn ? » Hoch oben an der Fluh stand auf einem vorspringenden Felskopf ein Zwerg, erhob warnend die Hand und deutete ihnen nach rechts hinüber zu gehen. Die Männer nahmen eiligst ihre Werkzeuge und flohen in der angegebenen Richtung. Sie hatten noch keine hundert Schritte getan, da ertönte hinter ihnen ein Donnern und der Boden zitterte. Oben an der Kreuzfluh hatte sich eine Wand

gelöst, und riesige Steinblöcke rollten den steilen Hang hinunter. Mächtige Tannen stürzten krachend zu Boden. Eine Wolke von Staub verfinsterte die Sonne. Lange noch hörte man das Echo wie Donnerrollen über den Wald hinhallen. Als sich die Staubwolke endlich gelegt hatte, sahen die Holzer ihre vorige Arbeitsstätte nicht mehr. Sie war hochauf mit Steinblöcken und zersplitterten Tannen überschüttet. Hätte der gütige Zwerg sie nicht rechtzeitig gewarnt, so wären sie bis zum jüngsten Tage unter diesem Schutthügel begraben geblieben.



Beerenleser und Zwerge

Im Burgerwalde machte man von Zeit zu Zeit größere Kahlschläge. Auf diesen Lichtungen wuchsen dann zuerst Erdbeer- und Heidelbeerstauden. Später machten sich Himbeer- und Brombeersträucher breit und nahmen den Boden in Besitz. Zur Sommerszeit tummelte sich auf diesen Plätzen das fröhliche Volk der Beerenleser: Buben, Mädchen und Frauen. Da hörte man lachen, reden, jauchzen, singen – hier deutsch, dort welsch. Manchmal war auch das feine Klingen von kleinen Glöcklein zu hören, Glöcklein wie man sie den Ziegen umhängt. Die tönnten bald fern, bald nah, und doch waren keine Ziegen zu sehen, man mochte mit den Augen suchen, wie man wollte. Dann sagten die Beerenleser: «Hört, die Zwerge hüten ihre Ziegen. Das Wetter bleibt gut.»

1. Zwerglein Spaß

Eine Mutter ging einst mit ihren Kindern in den Burgerwald, um Beeren zu sammeln. Sie hatten keinen guten Tag. Den ganzen Vormittag zogen sie von einem Beerenplatz zum andern. Aber sie fanden nichts, alles war schon abgelesen. Um die Mittagszeit verbargen sie ihre noch leeren Körbe und Kratten in einem Gebüsch und schickten sich an, am Ufer des nahen Bächleins ihr Mittagsmahl zu bereiten. Ein Feuer wurde angezündet und die Pfanne mit der Milch aufgesetzt. Alle saßen oder knieten im Kreise herum, plauderten und nährten die Flamme mit dürrem Reisig. Auf einmal sauste ein Tannenzapfen ins Feuer. Funken und Asche stoben auf. Erschrocken fuhren alle empor und hielten Ausschau nach dem Übeltäter. Doch niemand war zu sehen und nichts zu hören. Man beruhigte sich und plauderte weiter. Da – plötzlich flog wieder ein Tannenzapfen daher und fiel mitten in die Pfanne, daß die

heiße Milch hoch aufspritzte. Gleichzeitig ertönte in der Nähe ein helles Lachen : Hihihihii.

Die Kinder hatten beobachtet, daß das Geschoß just von jenem Orte herkam, wo die Körbe versteckt waren. Schnell eilten sie hin. Da sahen sie gerade noch, wie ein Zwergenmannli flink durch die Himbeerstauden beinelte und im Wald verschwand. Jetzt entdeckten sie auch, was der Kleine hier getan. Ihre Augen weiteten sich vor Staunen, und alle stießen miteinander einen Freudenruf aus. Das Zwerglein hatte sich einen köstlichen Spaß erlaubt. Es hatte alle Körbe und Kratten bis zum Rande mit dunkelroten, duftenden Himbeeren gefüllt.

2. Zwergleins Zorn

Kathri, die alte Beerenleserin, erzählte :

Als ich noch jung war, da habe ich einmal im Grauloeh (Burgerwald) Beeren gesammelt. Es war ein guter Tag. Was ich suchte, fand ich in Menge. Langsam rückte ich immer weiter den Hang empor. Ich sah nicht auf die Umgebung. Meine Augen waren nur auf die Arbeit gerichtet. Auf einmal befand ich mich vor einem großen Steinblock. Ich blickte hinauf und schreckte zusammen. Auf dem Steine stand ein Zwerg. Er lächelte mir gutmütig zu, und meine Angst verging. Ich schaute das Männlein genauer an. Es war etwa so groß wie ein Bübel, der das zweite oder dritte Jahr in die Schule geht. Aber sein Gesicht sah sehr alt aus. Es bestand aus lauter Runzeln und erinnerte mich an Eichenrinde. Das lustigste an dem Menschlein schien mir jedoch sein grauer, zerzauster Bart zu sein, der fast bis auf den Boden reichte. Plötzlich schoß mir dieser Gedanke durch den Kopf : Das wäre ein Anblick, wenn bei uns jeder zehnjährige Schnuderi mit einem solchen Bart in die Schule ginge – – –. Ich mußte gerade laut herauslachen. Der Zwerg glaubte wohl, ich mache mich über ihn lustig. Er schnitt auf einmal ein böses Gesicht, hob drohend den Finger und – – – verschwand.

Mein Kopf aber begann heiß und heißer zu werden. Ich eilte nach Hause und legte mich ins Bett. Das Fieber brannte die ganze Nacht in mir. Am Morgen war mein Kopf hoch aufgeschwollen und rot wie eine überreife Erdbeere.

Das Zwerglein im Homattli

Schon der Großvater hat's dem Vater, und der Vater hat es mir erzählt. Es muß daher schon weit in der Vergangenheit zurückliegen, da die Geschichte vom Zwerglein auf dem Homattli wahr gewesen. Das Homattli ist eine wenig steile, grasbewachsene Fläche am Westhang des Schafberges. Früher zogen die Sennen mit einer großen Herde schwarzscheckiger Kühe herauf und blieben den ganzen Sommer hier oben, hoch über der Region der letzten Bergweide. Ein Zwerglein nämlich, einer von jenen kleinen Berggeistern, beschützte Hirt und Herde des Homattli vor Steinschlag und Hagelwetter, denn in dieser Berghöhe kann das Unwetter in einer einzigen Nacht allen zum Verderben werden.

Die Sennen dieser obersten Hirtenschaft im Jauntale zeigten sich aber dem kleinen Berggeiste auch recht dankbar. Jeden Abend stand für denselben ein kleines Gebslein voll köstlicher gelber Nidel auf dem Schindeldache der niedrigen Lawinhütte. Und jeden Morgen war das Gebslein sauber ausgegessen. Jahrelang ging das so fort, und es stiegen die fettesten Schwarzschecken vom Homattli ins Tal hinunter.

Aber es kamen spätere Zeiten, und andere Hirten trieben ihre Kühe ins Homattli, am Westabhange des Schafberges. Unter ihnen war auch einer, der in der Fremde gewesen und dort ein Aufgeklärter und Moderner geworden war. Bei seiner Rückkehr ins Vaterhaus schien es ihm, als fälle es wie Schuppen von den Augen, wie weiland dem hl. Paulus nach seiner Bekehrung. Die einfachen Sitten und naiven Gebräuche seiner Heimat kamen ihm lächerlich und kindisch vor. Von Schutzgeistern für die Tiere wußte man draußen in der weiten Welt nichts.

Wie nun der aufgeklärte Bursche mit seinen Mitsennen im Frühling das Homattli bezog, konnte er nicht Spötteleien genug finden, wenn seine Kameraden nach altem Brauche dem Schutzgeiste der Alp seinen wohlverdienten Lohn allabendlich aufs Dach stellten. Weil sich diese

aber nicht nach seinem Gerede kehrten, reifte in ihm ein schlimmer, hinterlistiger Plan. Er verließ des Nachts heimlich seine Lagerstätte und bedeckte mit stinkendem Kot die leckere Nidel, die für das Zwerglein bereit gestanden. Voll boshafter Freude über den ausgeführten Streich wünschte der freisinnige Senn dem Zwerglein einen guten Appetit und schlich behende zurück ins Heulager im niedrigen Dachraum.

Doch der Zwerg ließ nicht mit der Gottesgabe freveln. Er stieg in selbiger Nacht die steilen Felswände über dem Homattli hinan bis auf den obersten Grat, wo zu seinen Füßen das Tal der Kaisereggalmen lag. Dann schaute er nochmals zurück und verwünschte das Homattli mit der ganzen Herde. Hierauf verließ er die ungastliche Gegend, um nie mehr wiederzukehren.

Alsogleich ballten sich am Himmel dunkelschwarze Wolken zusammen. Blitze zuckten flammend in die Felsen nieder und brachten mächtige Steinblöcke ins Rollen. Der Donner erschreckte die schlafenden Kühe auf der Weide und machte sie am ganzen Körper erzittern. Dann brach plötzlich ein schreckliches Hagelwetter über dem Schafberg los. Die Tiere liefen bei den ersten Schlossen zusammen und stellten die Köpfe gegeneinander. Wie aber die Hagelsteine von der Größe der Hühner-eier auf ihre Rücken niedersausten, senkten sie den Kopf zwischen die Vorderbeine, stießen ein verzweifelter Gebrüll aus und rannten blindlings die Felder hinunter, die stufenartig unter dem Homattli liegen. Wohl eilten die Hirten, das Unheil ahnend, herbei und lockten die Herde. Aber sie konnten vor dem Unwetter kaum die eigene Haut in Sicherheit bringen. Erst am andern Tage fanden sie ihr Vieh zu Haufen in tiefen Schluchten und Runsen zu Tode gestürzt.

Das Homattli aber wurde nie wieder mit Hauptvieh bezogen. Die Hütte zerfiel in Ruinen. Nur der Wildheuer steigt mit Sense und Heugarn zur Höhe und sinnt beim Sammeln des spärlichen Grases über längst verschwundene Zeiten, wo die Zwerglein noch zu Nutz und Frommen der geplagten Menschen wirkten.

LEONHARD THÜRLER.

Die schwarze Kuh

Es war am Tage der Alpfahrt. Auf dem Schweinsberg verabschiedete sich ein Bauer aus dem Unterland von seinem Hirten und sprach dabei : « Hansjosi, ich gehe jetzt wieder ins Tal hinab und lasse dich den ganzen Sommer allein hier oben wirtschaften. Doch zuvor muß ich noch ein ernstes Wort mit dir reden. Du hast die üble Gewohnheit, jedesmal zu fluchen, wenn dir etwas gegen den Strich geht. Das Fluchen vertreibt den Segen Gottes. Wer aber hat diesen nötiger als der Hirt auf den Bergen ? Ich bitte dich darum, tu' es nicht mehr, und es wird dir gut ergehen. » – Hansjosi versprach es und gab dem Meister die Hand darauf.

Der Alpensommer ließ sich gut an. Das Wetter war schön und die Tiere gediehen prächtig. Der Hirt hatte bisher jede Versuchung zum Fluchen heldenhaft überwunden. Aber gegen die Mitte der Alpzeit trat plötzlich eine Änderung ein. Da tauchte eines Tages auf der Weide eine brandschwarze, fremde Kuh auf. Der Hirt fragte überall nach dem Eigentümer dieses Tieres, aber niemand wollte es beanspruchen. Man hatte überhaupt noch nie ein so gänzlich schwarzes Vieh gesehen. So blieb die Kuh denn bei der Herde. Anfänglich benahm sie sich anständig. Doch bald fing sie an, ihre Bosheit zu zeigen. Sie stach die andern Tiere mit den Hörnern, und jagte sie auf der Weide umher. Bald rannten sie keuchend bergauf, dann mit erhobenen Schwänzen wieder bergab, die schwarze Kuh immer hinter ihnen her. Die Tiere konnten nicht mehr ruhig weiden, immer wurden sie gejagt und gehetzt, und wenn man sie endlich in den Stall ließ, da waren sie tropfendnaß von Hitze und Aufregung. Hansjosi kochte manchmal vor Wut und ein kräftiger Fluch hüpfte ihm auf die Zungenspitze, aber er schluckte ihn tapfer hinunter.

Während die Herde im Stall ruhte, strich die fremde Kuh gewöhnlich um den Stadel herum und mehr als einmal sprang sie auf das Schindeldach und kletterte hinauf bis auf den First. Wenn aber die Tiere hinaus-

gelassen wurden, dann begann das Stechen und Hetzen und Jagen von neuem. Hansjosis Geduld war endlich erschöpft. Er schnitt aus einem Tannast einen knorrigen Stecken und jagte die schwarze Kuh Schritt für Schritt bergab. Immer wenn sie sich rückwärts kehren wollte, tätschte der schwere Stock auf ihren Rücken. Auf einmal fing sie an schneller und schneller zu laufen. Sie durchbrach einen Scheienzaun und verschwand im tiefergelegenen Wald. « Die wird nicht mehr kommen », lachte Hansjosi. Aber am nächsten Tage war das schwarze Luder wieder auf der Weide und tat noch unverschämter als zuvor. Der Hirt ergriff den Stock und wollte die Kuh abermals ins Tal hinabtreiben. Doch als



der erste Hieb auf ihren Rücken sauste, da senkte sie den Kopf, stellte die Hörner drohend nach vornen und stieß dampfenden Atem aus Maul und Nase. Sie drückte die Augen schaurig heraus, daß sie wie zwei große weiße Fäuste aus dem schwarzen Grind herausragten. Huuh ! Das war ein schrecklicher Anblick. Jetzt wird sie sich auf den Hirten stürzen und wütend ihn zerstampfen. Doch dieser kommt ihr zuvor, macht einen mächtigen Sprung zur Seite und flüchtet in die Hütte. Gerettet ! — — — und nicht geflucht.

Was nun machen ? Wenn es gelänge, das schwarze Biest in den Stall zu treiben, dann könnte man es an eine Kette binden, und die andern Tiere hätten Ruhe. Hansjosi machte einen Fangzaun, außen weit, gegen die Stalltüre sich verengend. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm eines Tages, die Schwarze in den Stall zu treiben und die Türe zu schließen. Sie ließ sich sogar ohne ernsten Widerstand anketten

und der Hirt glaubte, jetzt werde es Ruhe geben. Aber während er die Kühe molk, riß sich das Scheusal von der Kette los, schlüpfte den andern Kühen unter den Bäuchen durch, daß diese erschreckt an die Decke fuhren und wild brüllten. Sie warf den Hirt zu Boden, sie stürzte die volle Brente um, sie schleuderte das Milchkübli weit fort. Die Milch floß über das Läger und den Gang und füllte den Schorgraben. Die Schwarze sprang wild umher, an die Wände hinauf, den andern Tieren auf den Rücken. Es entstand ein Gebrüll, ein Tumult, ein wildes Durcheinander. Hansjosi erhob sich vom Boden. Eine unsinnige Wut packte ihn. Die gröbsten Flüche wollten ihm aus dem Munde spritzen. Doch er biß die Zähne aufeinander und schluckte ein paar Mal. Dann rief er mit Donnerstimme : « Du verdammtes Dreckvieh ! Jetzt schlage ich dich kaput. Vater, Sohn und Heiliger Geist steht mir bei ! » Er ergriff die Mistgabel, um sie dem verrückten Tier in den Ranzen zu stoßen. Da geschah etwas Sonderbares. Die schwarze Kuh sprang gegen die hintere Stalltüre, streckte den Kopf in den Schorgraben, und schleuderte mit den Hinterbeinen einen Haufen Mist gegen den Hirten. Dann schrumpfte sie zusammen, ward kleiner und kleiner und schlüpfte zum Schorloch hinaus. Weg war sie. Der Hirt riß die Türe auf, sie war nicht draußen, war nicht in der Jauchegrube, war nicht auf der Weide, war nirgends mehr.

Hansjosi behauptete fest und sicher, die schwarze Kuh sei niemand anders als der leibhaftige Teufel gewesen, und dieser habe mit allen Mitteln ihn zum Fluchen reizen wollen.

Das fremde Schwein

Es war einmal eine Bäuerin. Die hatte eine übertriebene Liebe zu den Schweinen. Sie hätschelte und tätschelte sie wie Kinder, und stopfte ihnen das allerbeste Futter ein, daß sie recht rund und schwer wurden. An diesen Tieren hing ihr ganzes Herz. Sie waren ihr Stolz, ihr Ruhm, ihr Alles. Kam jemand ins Haus, dann hieß es : « Kommt, schaut zuerst meine Schweine an. Sind das nicht Prachtskerle ? Solche seht ihr nicht grad wieder. » Vom Stall gings in die Küche. Da mußte der Besucher den Blick zum weiten, hölzernen Kamin erheben. Dort hingen die rauchgeschwärzten Fleischstücke der letzten Metzgeta. Wieder protzte die Bäuerin : « Seht diese Schinken, – zwanzig Pfund wiegt jeder. Seht diese Würste, – man könnte damit um das ganze Haus einen Schilizaun machen. Seht diese Speckbachen, – sie sind so groß und dick wie die Sandsteinplatten des Stubenofens. Alles von meinen Schweinen. » Ja, die Bäuerin, die wußte wie man Schweine groß und fett macht, und darauf war sie nicht wenig stolz.

Doch dieser Stolz hatte noch zwei schlimme Gefährten : Geiz und Hartherzigkeit. Kam ein Bettler auf den Hof und bat um ein Stück Brot, dann hieß es : « Faulenzer, pack dich fort. Was wir nicht selber essen, das geben wir den Schweinen. »

Zur Herbstzeit lag oft unter den Bäumen viel Obst. Dann kam vielleicht ein armes Kind daher und fragte : « Gute Frau, darf ich ein Körbchen voll auflesen ? » Die Antwort tönte wie ein Geißelhieb : « Mach dich weg von hier. Was nicht in den Keller geht, gehört den Schweinen. »

Wenn der Segen des Jahres eingeheimst und Küche und Keller, Speicher und Scheune gefüllt waren, dann feierte man die Kilbe. Drei Tage lang schwelgten die Leute im Überflusse und freuten sich des Lebens. War das Fest vorbei, dann zogen die Armen von Haus zu Haus und baten um die Kilbireste. Da machten unsere braven Bäuerinnen nicht

nur die Küchenschränke, sondern auch die Herzen weit auf und füllten den Darbenden ihre Körbe mit Güschole, Kuchlein, Bretzeln, Schinken- und Bratenstücken. So gebot es gute, alte und echt christliche Bauerntradition. Nur die Frau mit den Schweinen schien das nicht zu wissen. Wie ein hassiges Wächsi surrte sie im Hause herum und gab allen Bitenden die gleiche Antwort: « Was bei uns übrig bleibt, bekommen die Schweine. Die geben uns Wurst und Speck dafür, aber von euch hat man nur Undank und Ärger. » Dann schmettete sie die Türe zu, um so ihren Worten noch den nötigen Nachdruck zu verschaffen.

Sie hatte kein Mitleid mit den Armen. Sie kannte nicht die Seligkeit des Gebens, denn sie hatte noch nie einem hungernden Kind einen Apfel geschenkt, nie einer schwachen Wöchnerin ein Weißbrot gebracht, nie einem müden Wanderer einen Teller Suppe geschöpft. Sie hatte für niemanden etwas übrig. Alles, alles war für die Schweine.

Die Bäuerin starb eines jähen Todes und ihre Seele ging hinüber in die andere Welt, wo Geld und Gut nichts mehr gelten, und nur die guten Werke noch zählen, die man im Leben verrichtet hat.

Von jetzt an mußte der Bauer die Schweine selber füttern. Als er eines Morgens in den Stall trat, da hätte er vor Überraschung bald die schweren Melchtern fallen lassen. Aus dem einen Verschlag grunzten ihm *drei* hungrige Schweine entgegen, und doch waren dort immer nur deren zwei gewesen. Woher das dritte kam und wie es da hineingeraten, das war ihm ein unheimliches Rätsel. Mit natürlichen Dingen konnte es nicht vor sich gegangen sein. Der Bauer goß das Futter in den Trog und schaute zu, wie die Tiere sich gierig draufstürzten und godernd nach den besten Bissen suchten. Sie waren alle drei gleich groß, gleich schmutzig, gleich borstig, gleich gefräßig. Er hätte unmöglich entscheiden können, welche zwei die seinen und welches das fremde war. Am selben Tage ging er mehrmals durch das Dorf, horchte auf die Reden der Leute und wünschte sehnlichst zu vernehmen, es sei da oder dort über Nacht ein fettes Schwein entlaufen oder gestohlen worden. Doch nichts dergleichen war zu hören. Er selber wollte nicht nachfragen, eine innere Stimme hielt ihn davon ab. Tage vergingen, niemand meldete sich. Da kam ihm plötzlich ein furchtbarer Gedanke: Sollte das Schwein vielleicht — — — ?

Er schüttelte entsetzt den Kopf. Nein ! nein ! — und tausendmal nein — nur das nicht denken. Aber der Gedanke war nun einmal da und ließ sich nicht mehr verbannen. Er quälte den Bauer bei der Arbeit, er fol-

terte ihn in schlaflosen Nächten, er jagte ihm den kalten Grausen über den Rücken, er stellte ihm die Haare zu Berge, er hätte ihn bald noch um den Verstand gebracht. Der Unglückselige mußte die drückende Last seines Geheimnisses ganz allein tragen, durfte keinem Menschen eine Silbe davon verraten. Was für ein Gerede hätte das im Dorf gegeben. – Den Schweinestall wagte er nicht mehr zu betreten. Es war ihm, als ginge dort ein böser Geist um, der ihn verderben wolle.

So vergingen lange, bange Wochen. Endlich nahte die Erlösung von dem Übel. Eines schönen Tages kam ein unbekannter Händler ins Dorf. Dem bot der Bauer die drei Schweine an. Ohne zu markten wurde der Handel abgeschlossen. Der Fremde lud die Tiere auf seinen Wagen und führte sie fort. Der Bauer fragte nicht wohin. Er wollte es lieber nicht wissen. Den ganzen Erlös teilte er den Armen aus, um damit zu sühnen, was die Bäuerin durch Geiz und Hartherzigkeit gesündigt hatte.



Die redenden Haustiere

Weitverbreiteter Volksglaube behauptet, in der Heiligen Nacht, da unser Heiland im armen Stall geboren ward, erhielten die Haustiere die Gabe zu reden. Der Anlaß zu dieser Auffassung mag darin seine Begründung haben, daß in der ersten Christnacht die unvernünftigen Tiere das Christkind beherbergten, während die vernunftbegabten Menschen es hartherzig von sich stießen.

Ein Bauer nahm sich vor, dem Gespräche seiner Kühe zu lauschen. In der Christnacht schlich er auf den Heuboden. Dort stellte er sich an die Öffnung, durch welche im Winter das Heu in die Futterkrippe hinabgeworfen wird. Da hörte er auf einmal im Stalle eine Stimme fragen : « Wo ist der Bauer ? » « Auf dem Heuboden », antwortete eine zweite. Die dritte fuhr wehmütig fort : « Noch diese Woche muß ich ihn auf den Friedhof führen. » Es war das treue Pferd, das so sprach. Dem Bauer gab es einen Stich ins Herz. Ohnmächtig fanden ihn seine Knechte am nächsten Morgen auf dem Boden und legten ihn ins Bett. Drei Tage später verschied der Kranke, nachdem er noch den Seinigen das Gespräch der Tiere mitgeteilt hatte.

Einem andern Bauer erging es besser. Er schlich sich in der Heiligen Nacht hinaus in die Futtertenne. Um Mitternacht, als es im Dorfe zur Christmette läutete, hielt er das rechte Ohr an ein Astloch der Bretterwand, welche Tenn und Stall trennte. Hier bekam er alsbald Merkwürdiges zu hören. Die Bleßkuh begann : « Wenn unser Bauer wüßte, welches Glück ihm bevorsteht ! » Die Schwarzscheckige fragte : « Was für eins ? » Die andere gab zur Antwort : « Im Mai bekommt er den Stammhalter, nach dem er sich schon lange sehnt. » Und der Hahn krächte : « Ich weiß auch etwas. Drunten in der Wiese liegt ein Schatz. » Hinten im Verschlag meckerte die Ziege : « Wenn die Bäuerin wüßte, welchen Weg ihre Eier und ihre Butter nehmen ! » « Wohin gehn sie

denn ? » fragte neugierig ein Schaf. « Die Eier verkauft die Köchin heimlich und kauft sich dafür schöne Kleider », erwiderte die altkluge Ziege und schüttelte dabei unwillig ihren braunen Kinnbart. « Die Butter nimmt der Knecht und bringt sie Sonntags seinen Geschwistern. Mit dem Erlös kauft er sich Tabak und Branntwein. »

Der horchende Bauer hatte genug und nahm sich das Gehörte zu Herzen. Er sagte keinem Menschen ein Sterbenswörtlein davon, nicht einmal seiner Frau. Nach den Feiertagen aber wunderten sich die Dienstboten, warum wohl der Bauer auf einmal so neugierig im Stall und in der Küche herumspürte.

Als das Frühjahr anbrach, nahm der Bauer Spaten und Hacke und grub in seiner Wiese nach. Sein Suchen blieb nicht ohne Erfolg. Im sumpfigen Boden stak ein Meter tief eine blecherne Schachtel. Als er sie öffnete, waren lauter Taler und Gulden darin, die dem Schatzgräber halfen, seine Schulden zu bezahlen. Den Schatz hatte ein Vorfahre in den Franzosenkriegen aus Furcht vor Raub in diesen sicheren Gewahrsam gebracht.

Als im Mai die Kirschbäume blühten, klapperte eines Morgens Gervatter Storch über dem Bauernhause. Drinnen im blumenbemalten Bauernbett lächelte glücklich die Bäuerin, denn in ihren Armen lallte ein kräftiges Büblein seine ersten Laute in die Welt. Da konnte sich der Vater vor Freude nicht mehr halten. Er erzählte der staunenden Frau, was er schon seit der letzten Christnacht gewußt.

Die Bleßkuh und die Schwarzscheck, kurzum alle Haustiere, hatten sich in der Folge nicht zu beklagen. Sie wurden von ihrem Herrn gut gefüttert und behandelt. Nur die alte Geiß brummte etwas Unverständliches in ihren Bart, wenn der kleine Franzeli sie zu arg an ihren zottigen Haaren riß oder sich an ihre Hörner hing.

P. NIKOLAUS BONGARD.

Die Katzen in der Mühle

Hoch auf einem Hügel stand ein Schloß. Darin wohnte der alte Zwingherr. Er hatte eine junge, schöne Frau. Die war sein böser Geist. Wenn der Zwingherr seine Untertanen mit Härte und Grausamkeit behandelte, dann war es sicher die Frau, die ihm dazu geraten hatte.

Unten am Hügel floß ein Bach das Tal hinaus. Daran stand eine alte Mühle. Sie war schon halb zerfallen. Niemand wollte mehr darin wohnen. Nur arme Handwerksburschen, Scherenschleifer, Hausierer und Chacheliringger suchten gelegentlich dort Unterschlupf für die Nacht. Manche von ihnen kamen nicht mehr lebendig heraus. Man fand noch ihre abgenagten Gebeine. Gruselige Geschichten erzählte das Volk darüber.

Eines Abends kam ein junger Soldat ins nahe Dorf und kehrte im Wirtshaus ein. Dort hörte er, was man von der alten Mühle berichtete. Da faßte er plötzlich einen kühnen Entschluß und rief: « Ich will diese Nacht in der verrufenen Mühle zubringen und sehen, was dort vor sich geht! » – « Um Gottes willen, nein », sagte der erschrockene Wirt, « tut das nicht, ihr kommt nicht mehr lebendig heraus. Ihr werdet von bösen Geistern mit Haut und Haar lebendig aufgefressen. Ein Häuflein abgenagter Knochen, das ist alles, was man morgen von euch noch finden wird. » Doch der Soldat war von seinem Vorhaben nicht abzubringen. Er ließ sich einen Schemel und eine Kerze geben und zog zur Mühle. Dort fand er ein großes Zimmer, das noch recht gut erhalten war. Inmitten desselben zog er mit seinem Schwerte einen Kreis, stellte den Schemel hinein und setzte sich darauf. Die brennende Kerze nahm er zur Linken und das Schwert steckte er zur Rechten in den Boden. So wartete er der Dinge, die da kommen sollten. Noch blieb alles still, nur das Licht flackerte unruhig, als ob es fast nicht warten möchte auf das kommende Ereignis. Da – gegen Mitternacht näherte sich ein seltsames Geräusch dem Hause. Es brummte, heulte und schrie. Immer näher und

näher kam es. Jetzt stieg es die Treppe herauf. Plötzlich flog die Türe auf, und herein stürmte ein ganzes Heer von kohlschwarzen Katzen. Die rissen die Mäuler schrecklich weit auf, bleckten ihre Raubtierzähne, fauchten und zischten und zeigten die Krallen. Hundert Augen glühten wie grüne Phosphorlichter, hundert Schwänze peitschten zornig die Luft. Sie kamen bis an den Kreis, und als sie nicht mehr weiter konnten, stießen sie ein schauriges Wutgeheul aus. Der Soldat erhob sich und nahm das Schwert zur Hand. Inmitten der Katzen war eine, die nicht auf allen Vieren ging, sondern auf den Hinterbeinen stehend sich hoch aufrichtete und so herumstolzierte. Das mußte die Anführerin oder die Königin sein. Sie trat an den Kreis heran und zischte gegen die Kerze um sie zu löschen. Es gelang ihr nicht. Da beugte sie sich weit über den Kreis hinein und wollte mit der Pfote auf die Kerze schlagen. In diesem Augenblick blitzte das Schwert und hieb ihr das freche Tälpli ab. Ein ohrenbetäubendes Geschrei hallte durch den Raum, und dann floh das ganze Katzenheer in wildem Durcheinander zur Türe hinaus, die Stiege hinab und verschwand im Dunkel der Nacht.

Der Soldat wollte die abgeschnittene Pfote aufheben. – Da lag an deren Stelle eine feine, gepflegte Frauenhand mit zarten, schlanken Fingern. An einem derselben glänzte ein breiter, goldener Ring mit einem funkelnden Edelsteine. Wem mochte wohl diese Hand gehören ?

Am andern Morgen kehrte der Krieger in die Wirtschaft zurück, erzählte dem Wirt sein nächtliches Erlebnis in der Mühle und zeigte ihm die abgeschnittene Hand. Da rief dieser : « Das ist der Zwingherrin Hand, ich kenne sie am Ring. Eine Hexe ist sie also, das ist jetzt klar erwiesen. Wehe dem Scheusal, wehe ! Doch euch droht schwere Gefahr. Wenn der Zwingherr die Sache erfährt, wird er euch suchen, festnehmen und in den tiefsten Turm werfen. Dann werdet ihr die Sonne nie mehr sehen. Flieht – flieht ! »

Der Soldat floh nicht. Er ging ins Gerichtshaus, erzählte dort die ganze Begebenheit noch einmal und legte die tote Hand auf den Tisch. Der Richter betrachtete sie eine Weile und sprach dann : « Das ist der Zwingherrin Hand, ich kenne sie am Ring. » – Noch zur gleichen Stunde schickte er eine Schar Bewaffneter in die Burg, um die vornehme Verbrecherin zu holen. Im Verhör mußte sie alle ihre Untaten bekennen und noch am gleichen Tage endete die junge, schöne Hexe auf dem Scheiterhaufen.

Von Wieseln verfolgt

Das Wiesel oder Ärmli ist ein gern gesehenes Tierchen. Wo es hinkommt, da räumt es unter den Feldmäusen gründlich auf. – Alte Leute behaupten, wenn man ein Wiesel plage, dann stoße es einen Pfiff aus und augenblicklich eilen ihm alle Ärmli der ganzen Umgegend zu Hilfe.

Der Bauer Stöffel wollte das nicht glauben und beschloß gelegentlich einmal die Probe zu machen. Als er einst auf dem Felde den Mist spreitete, sah er in der Nähe ein Wiesel aus einem Mauseloch kriechen. Schnell ging er hin und drückte mit dem Schuhabsatz die Öffnung zu. Dann begann er das Tierlein zu jagen. Es rannte hin und her, bis es wieder zum verstopften Loche gelangte. Dort wollte es eilig die Erde weg-scharren und verschwinden. In diesem Augenblicke stürzte sich Stöffel auf das Tier und packte es am Halse. Jetzt stieß es wirklich einen grellen Pfiff aus und von allen Himmelsrichtungen eilten alsbald zornige Wiesel zischend und fauchend herbei – Dutzende zuerst, dann Hunderte. Der Bauer gab das Gefangene frei und suchte sein Heil in der Flucht. Aber die Tiere rannten ihm nach und hefteten sich an seine Fersen. Er warf den Hut weg. Sie fielen über diesen her und zerrissen ihn. Dann ging die Verfolgung weiter. Jetzt ließ er das Nastuch fallen. Im Nu war es in Fetzen zerissen und die Ärmli jagten mit neuer Wut hinter ihrem Plager her. Einige sprangen ihm am Rücken empor und bissen ihn in Nacken und Arme. Nun streifte Stöffel seinen Tschopen ab und warf ihn hinter sich. Die wilde Meute stürzte sich darauf und in wenigen Augenblicken war das Kleid z'fitzes und z'fätzes zerrissen. Aber diese kurze Zeit hatte dem Verfolgten einige Schritte Vorsprung eingebracht. Er erreichte sein Haus, stürzte hinein und schlug die Türe zu. – Gerettet.

Die erbosten Wiesel rannten noch einigemal um das Haus herum und zerstreuten sich dann nach allen Windrichtungen.

Hüü Flaag

Zosso Ludwig wanderte einst in später Abendstunde von Tifers nach Rechthalten. Der Mond leuchtete hell auf seinem Weg. Es mochte gegen Mitternacht sein als er durch Tiletz ging. Da tauchte plötzlich ein schwarzes Pferd auf. Das trottete erst eine Weile vor ihm her, dann sprang es eine Strecke weit in die Wiese hinaus, kehrte um, setzte quer über die Straße, verschwand in der Ferne und rannte nach kurzer Zeit wieder heran. So galoppierte es eine Zeitlang hin und her, einmal von links, einmal von rechts über die Straße und jedesmal haarscharf dem Wanderer an der Nase vorbei. Doch einmal blieb es auf dem Wege stehen, als wollte es diesen versperren. Da wurde Zosso unwillig. Er gab ihm mit der flachen Hand einen Tätsch auf das Hintere und rief: « Hüü Flaag ! »

Jetzt blies das Roß Feuer aus den Nüstern, und in rasendem Galopp sauste es von dannen, daß die Eisen Funken sprühten, und die Steine flogen. Nach wenigen Augenblicken war nichts mehr von ihm zu sehen und zu hören. Nun kam Zosso der Gedanke, das sei kein richtiges Pferd, sondern der büßende Geist irgend eines groben Fuhrmannes, oder eines andern pferdeschindenden oder tierquälenden Menschen gewesen. Grausen ergriff ihn, und er fing an zu laufen, was hesch was gisch, gegen den Strauß hinauf, dann nach der Wolfeich und von da quer über Matten und Äcker und Hecken und Zäune bis zu seinem Hause im Wallismattli nahe bei Eichholz. Dort stieß er die Türe ein und sank in der Stube endlich atemlos und erschöpft zusammen. Am andern Tage erwachte er mit einem Kopf, der aufgeschwollen war wie ein Mäß. Viele Wochen mußte er das Bett hüten. Erst quälte ihn das Fieber, und als dieses endlich nachließ, bedeckte sich sein Leib mit einem bösen Ausschlag.

Das Edelfräulein von Helmetingen

Wer auf der alten Straße von Tentlingen nach Freiburg zieht, der erblickt nach kurzer Wanderung zu seiner Rechten einen großen, einsamen Bauernhof. Das ist Helmetingen. Einst soll er Eigentum einer freiburgischen Patrizierfamilie gewesen sein. In der Nähe des Hofes geht man durch einen tief eingeschnittenen Hohlweg, auf dessen Höhe eine kleine, von Bäumen beschattete Kapelle steht. Sie ist der heiligen Anna geweiht. Eine steinerne Treppe führt von der Straße zum Heiligtum empor. Hier ist der Schauplatz einer alten, halbvergessenen Sage.

Vor langen Jahren diente beim « Helmetinger », wie der Besitzer des Anwesens im Volksmund hieß, ein alter, erprobter Knecht, namens Wulli (Ulrich). Man konnte ihn zwar nicht beschuldigen, das Schießpulver erfunden zu haben. Er war eine schlichte, einfache Seele, ohne Falsch und Arglist, und seinem Herrn treu ergeben. Wullis Arbeitsfeld war der Roßstall. Die Pferde füttern und reinlich halten war seine Aufgabe. Außerdem mußte er mit dem Milchwagen täglich in die Stadt fahren und den verschiedenen Stadtfrauen Milch liefern. Ein braves Eselchen zog das leichte Fuhrwerk. Hatte Wulli seine Milchkannen geleert, mußte er dem Bauer vielleicht noch ein Päckli Tubak kaufen, der Bäuerin Hefe zum Brotbacken, oder einem kranken Nachbar ein Gütterli vom Doktor oder Apotheker mitbringen. Aller dieser Aufträge entledigte sich der Knecht genau, ohne etwas zu vergessen.

Als Wulli einst an einem Sommermorgen mit seinem Freund Langohr wohlgemut durch den Hohlweg trabte, begegnete ihm etwas Merkwürdiges. Beim Kapellchen hielt das Tier plötzlich still und bockte. Der Fuhrmann versuchte es zuerst mit gütlichem Zureden, dann mit Drohungen. Ja, als diese Mittel nichts halfen, tat er, was sonst bei seinem Grautierchen nie notwendig war. Er hieb dem Widerspenstigen einige kräftige Peitschenhiebe über Rücken und Ohren. Allein das Esel-



chen tat wie sein alttestamentlicher Bruder weiland beim Propheten Bileam. Es war durch keine Gewalt vorwärts zu bringen. Es guckte seinen Gebieter traurig an, als wollte es sagen : « Warum schlägst du mich so grausam ? Ich kann ja nicht weiterziehen. » Da blieb dem Milchmann nichts anderes übrig als einen Umweg zu machen. Kaum hatte er sein Gefährt umgekehrt, folgte der Esel wieder. Über Wiler und Grenchen zog Wulli mit dem Milchwagen nach Freiburg und traf mit großer Verspätung in der Stadt ein, wo ihn Hausfrauen und Dienstmägde ungeduldig erwarteten. Der Knecht sprach kein Wort über den Grund seiner Verspätung. Aber die Sache beim Gebetshäuschen ging ihm nicht aus dem Sinn. « Hier ist etwas nicht in Ordnung gewesen », urteilte er. « Mein braves Grautierchen ist verhext, sonst wäre es nicht so bockbeinig gewesen. » – Am Liebfrauenplatz hatte Wulli einen alten Jugendfreund, den schlaunen Hufschmied Heino. Beide stammten aus dem gleichen Dorfe, beide hatten auf derselben Schulbank ihre Zwickhosen durchgerieben. Der Schmied stand zudem im Rufe « mehr zu können, als nur Schwarzbrot essen ».

Also ging Wulli in seiner Not zum Freund und erzählte, was ihm heute Kurioses passiert sei. Aufmerksam hörte der Schmied zu, während er sich seine kohlschwarzen Locken kraute. Nach einiger Überlegung gab er ihm folgenden Rat : « Hier gebe ich dir einen Hammer. Nimm denselben das nächste Mal mit auf den Weg. Wenn dir bei der Kapelle das gleiche Hindernis sich entgegenstellt, dann greif schnell zum Hammer und schlage am rechten Vorderrad deines Milchwägelchens eine Speiche heraus. Damit wird dir geholfen werden. Aber teile vom Vorgefallenen niemand etwas mit.

Der gute Wulli dankte seinem Freund recht herzlich und versprach, alles so auszuführen, wie ihm aufgetragen sei. Wohlgetröstet kehrte er heim und teilte seinem Herrn kein Wort mit von seinem Erlebnis.

Am nächsten Morgen trat er wieder den gewohnten Weg an. Und richtig ! Bei der Kapelle blieb der Esel stehen wie am vorigen Tag. Hurtig griff Wulli nach des Schmieds Weisung zum Hammer und schlug vom rechten Vorderrad eine Speiche weg. Aber was war denn das ? Kaum hatte der Knecht den Hieb getan, stand ein hübsches, zierliches Edelfräulein in alter Tracht vor ihm. Auf dem Haupte trug es ein goldenes Diadem. Ein kostbares gelbes Gewand kleidete die Gestalt. Als das Fräulein den Alten mit dem Hammer erblickte, fing es an laut zu weinen. Der Knecht getraute sich kein Wort zu sprechen, sondern be-

kreuzte sich ein ums andere Mal. So schnell wie es gekommen, so schnell verschwand das Fräulein wieder, ohne etwas zu sagen. Der erstarrte Wulli dachte, das sei gewiß eine unerlöste arme Seele gewesen. Vielleicht eine frühere Besitzerin des Landgutes, die in ihrem Leben irgend ein Unrecht getan und es nie wieder gutgemacht hatte. – Doch siehe ! Nun war der Bann gebrochen. Der Esel setzte sich mit seinem Wagen in Bewegung und trottete, als wäre nichts geschehen, gemächlich der Stadt zu.

Als Wulli die Milch verteilt hatte, ging er zu den Barfüßern und bestellte dort aus seinen Ersparnissen einige heilige Messen für die armen Seelen. Dann gab er dem Schmied Heino den Hammer zurück. Er mochte ihn nicht länger bei sich behalten. Erleichtert fuhr er mit seinem Gespann nach Helmetingen zurück. Fortan konnte er ungeschoren mit seinem Freund Langohr an der gefährlichen Stelle vorbeiziehen. Das Fräulein kam nicht wieder.

Seiner Lebtage verschloß der Alte sein wunderliches Erlebnis in seinem Innern. Erst auf dem Todbette erzählte er seinen nächsten Verwandten davon. Er beteuerte bei der ewigen Seligkeit, die er zu erlangen hoffte, daß dieser Vorfall wahr sei.

P. NIKOLAUS BONGARD.

Das Mooslicht

Südlich von Rechthalten dehnte sich einst ein weiter Sumpf aus. Durch diesen sah man oft zur Nachtzeit ein helles Licht schweben. Hinten im Holzeggen flammte es plötzlich auf, wanderte langsam, in Bogen auf- und abschwingend, der ganzen Länge nach durch das Moos und erlosch endlich in der Gegend von Kinkenrain. Manchmal bog es von seinem gewöhnlichen Wege ab und schlug die Richtung nach der Farnera ein, wo es am Waldrande verschwand. Diese Erscheinung wurde das Mooslicht genannt. Man glaubte, die wandernde Flamme sei ein Geist, der für eine Freveltat büßen müsse.

Ein armer Familienvater holte einst in der Nacht im Moosholz droben eine große Bürde Holz. Mit dieser schleppte er sich keuchend durch das Moos. Auf einmal kam ihm das Lichtlein langsam entgegen. Je näher es rückte, umso größer und heller wurde es. Da packte ihn die Angst. Schnell wollte er die Bürde fester fassen und quer über das Moos eilen, um dem leuchtenden Geist nicht zu begegnen. Aber die Last entglitt seinen Händen und polterte zu Boden. Noch bevor er sie wieder auf die Schultern schwingen konnte, war die Flamme ganz nahe an ihn herangerückt. Er vermochte ihr nicht mehr zu entfliehen. Was machen ? In seiner Aufregung begann der Dieb mit lauter Stimme zu fluchen. Und siehe, – das Licht stand einen Augenblick still, und eine klagende Stimme ließ sich vernehmen : « Ach, hättest du doch ein Vaterunser für mich gebetet, so wäre ich jetzt erlöst. Nun aber muß ich wieder wandern und büßen viele Jahre. » – Dann schwebte das Licht langsam zurück bis in den Holzeggen, wo es erlosch.

Es ist eine alte Meinung des Volkes, daß Geister und Gespenster fliehen, wenn man flucht. Aber sie müssen dann länger auf Erlösung warten.

Der böse Hausgeist von Franislismoos

In Franislismoos, wo die Taverna ihre Quelle hat, stand früher ein Wohnhaus. In demselben rumorte seit Menschengedenken ein böser Hausgeist. Jede Nacht gegen zwölf Uhr ging der Spektakel los. Die Felläden vom Stall zum Tenn flogen auf. Das kleine Tennstor öffnete sich, und der Geist fuhr hinaus, um durch die obere Stalltüre, die unsichtbarerweise auch aufging, wieder in den Stall hineinzufahren. So kreiste der unheimliche Gast vom Stall ins Tenn, vom Tenn vor das Haus und wieder in den Stall. Dann fuhr er in die Kammern der Schläfer, schwenkte ihre Betten hin und her wie Wiegen, um dann als Lichtlein das Haus zu verlassen und auf den umliegenden Hügeln herumzuspazieren. Dann kehrte der Geist wieder in sein Haus zurück, und es ward wieder stille bis zur kommenden Geisternacht.

Das wollten die beherzten Nachbarn nicht glauben. Und der Jägerroggo, ein alter Draufgänger, der das Fürchten nie gelernt hatte, wettete mit seinen Kameraden, daß er den bösen Geist von Franislismoos schon bändigen werde. Er trank sich eines Abends mit einem Schöppchen etwas Mut und begab sich um Mitternacht vor das Haus. Er stemmte sich gegen das Tenntor, um dem Geist den gewohnten Ausgang zu versperren. Allein, es ging nicht lange, flog das kleine Tenntor auf und der Jägerroggo lag lang hingestreckt am Boden. Der Geist machte wieder seine Runden und fuhr durch die Kammern, um auf dem Hohezelghügel seinen nächtlichen Spaziergang als Lichtlein zu beendigen.

Der Besitzer brach nun sein Haus in Franislismoos, wo es immer so geisterte, ab und transportierte das Material nach Berg, um auf sicherem Grunde sich seine Heimstätte wieder aufzubauen. Aber er ließ den Kochherd am alten Hausplatz stehen, damit der Hausgeist nicht fort könne. Ja, er baute diesem neben dem Herd noch eigens eine Bretterhütte und

sagte zu ihm : « Dich will ich nicht mitnehmen. Bleibe du nun schön hier. Da hast du eine Hütte und den Herd. »

Und wirklich, der Geist konnte nicht mitgehen, mußte aber zuletzt noch dem abziehenden Moosbauern einen Schabernack spielen. Als dieser nämlich das letzte Fuder geladen hatte (es war nur ein ganz kleines, nicht halb soviel, wie auf den andern Fudern gewesen war), so setzte sich der Hausgeist darauf. Die Pferde kamen fast nicht vom Platz mit dem kleinen Fuderlein. Der Bauer aber wurde ganz verwirrt. Er wußte nicht mehr, wo ein und wo aus. Er mußte den Nachbar herbeirufen. Dieser half dann die von Schweiß triefenden Pferde lenken, bis sie aus dem Machtbereich des Hausgeistes heraus waren und nun ihr Fuderlein mit größter Leichtigkeit fortzogen.

Der böse Hausgeist aber blieb in Franislismoos, bei der Hütte und dem Kochherd, und heute noch unternimmt er seine nächtlichen Spaziergänge auf die umliegenden Hügel, wie dies die Anwohner vom genannten Moos bestätigen können.

LEONHARD THÜRLER.

Ds Deelegrini

Im Oberlan wuhi, zwüsche Plaffeye u Plassälb ischta früjer as grüseligs Moes gsi. Det derdür isch as Bächli glüffe, un' i ds Bächli sina a Hufe Näbegräbe ihachoe. I dem Moes umha ischta menga tüfa Glunte gsi wa d'Buebe im Ustage si ga fröschne. Im Summer hy Plötschner i de DeeLe Chabis, Rhebarbera u Rüebli pflanzet, u gäge Hörbscht anhi hy si d'Allmedblätze gmeit. We d'Schtreui dürri gsi ischt, hyse sa mit Äschetüecher drus trage u gägum DeeLebrüggli ahi eppa ufen a Tummer glade. Im Hörbscht si na Rieschele Gyß drin umha glüffe, wan am liebschte a wee i de Pflanzblätzleni gschnouset hy.

I de DeeLe isch es, as lang as si epper het möge füribsüne, ging a bitz forchtlich gsi. Ma het fascht all Abene as Liechtli gseh de Wuere na gah. Hie u det het es ufzöntet, nai isch es flingg umhi glöscht. So wit fürhi, as sie die ölteschte Manne hy möge bsüne, isch es a so gsi. De hy de d'Lüt albe gsiit, ds Deelegrini tüegi aber umhi schtüje. U nai hy si anandere Gschücht va dem Ungküür erzölt :

Äbe, da ischta früjer as mal det hinder i de DeeLe, gäge Staale anhi, im-ana chline Hüttli as Froweli dahym gsi. As ischt vam -ana n'Ort här züglet, u d'Lüt hymu ds Deelegrini gsiit. As mal isch das Froweli ömul o grüseli ungfelligs choe. As het du as Chinli uberchoe, aber as hets niemer selle wüsse, wil es si süscht hetti müesse scheme. U was macht das Froweli mit dum Chin ? – Amana n'Abe giht es, u penglets in a Glunte. Gli druf isch o ds Deelegrini gschorbe. Aber as isch nit i Hümel choe. As het müesse uf der Wält bliibe un a de n'Abene ga zünte für z'gugge, ob es eppa ds Chinli umhi füni.

Die Jahr naha as mal hy du d'Oberschröetler ds DeeLe moes la dreniere. We d'Arbiter die Tollgräbe tuffe hy, so hy si emul o allerlei Grotze u Würze gfunne. Uf z'mal gseht yna as paar ganz wiissi Chnöchleni, u da isch mu sofort Gschücht vam Deelegrini i Sin choe. Är nümmt die Bünleni, bringt si ufe Chülchhof u het si det vurgrabt.

Zitna merkt mu nüt meh vam Deelegrini.

EMIL FELDER.

Die Sängerin vom ttenberg

Vier Jäger aus dem Oberland gingen an einem Herbsttage im Seeschlund auf die Jagd. Gegen Abend zogen sie sich auf dem obern ttenberg in einen leeren Stadel zurück, um dort zu übernachten. Sie zündeten auf dem Herd ein Feuer an und bereiteten das Nachtmahl. Nach dem Essen blieben sie noch lange am Tische sitzen und erzählten allerlei Erlebnisse. Doch plötzlich klang in ihr munteres Gespräch hinein ein ferner, wundersamer Gesang. Noch nie in ihrem Leben hatten sie so himmlische Klänge vernommen. Tief ergriffen lauschten sie dem Lied. Näher, immer näher schwebte es heran.

Plötzlich öffnete sich die Türe, und eine schöne, junge Frau trat singend in die Küche. Auf der rechten Schulter trug sie einen Henkelkrug voll Wasser. Sie ging wortlos an den staunenden Männern vorbei und go das Wasser ins lodernde Feuer. Da riefen die erbosten Jäger: « Heeh – heeh, Meitli ! Lsch uns das Feuer nicht. Was hast du übrigens hier zu tun ? »

Da wandte sie sich um und begann zu sprechen :

« Hört, was ich euch zu sagen habe. Vor mehr als hundert Jahren hirtete ich auf dieser Alp. Ich war jung und schön und lebenslustig – aber auch recht leichtsinnig. Und das gereichte mir zum Falle. Dann ließ ich mein Kind ohne Taufe sterben, und begrub es heimlich dort unter der Herdplatte. Nach meinem Tode konnte ich nicht in die Seligkeit eingehen. Der göttliche Richter verlangte Shne. Hundert Jahre lang mußte ich jeden Abend einen schweren Krug voll Wasser aus weiter Ferne hier herauftragen und ihn über dem Grabe meines Kindes ausgießen. Doch heute komme ich zum letzten Male. Darüber empfinde ich eine so berselige Freude, daß ich singen und singen muß. Meine Schuld ist gesühnt, – ich bin erlöst. »

Kaum hatte die Sängerin ihr Geständnis beendet, da strahlte ihr

Antlitz sonnenhell und ihre Gestalt schien von Licht überflutet. Dann verschwand sie. – Und merkwürdig ! das Feuer im Herd brannte wieder wie zuvor. Die Jäger aber waren still und nachdenklich geworden. Einer nach dem andern kroch ins Heulager. Doch fanden sie keinen Schlaf. Immer noch meinten sie, aus fernen Himmelshöhen jenen wundervollen Sang zu hören.

P. NIKOLAUS BONGARD.



Das ungerechte Gut

1.

Im Troßland (Rechthalten) hörte man öfter um die mitternächtliche Stunde jemand rufen. Die Stimme kam vom Farneraholz her. Sie klang wie Jammern und Wehklagen. Manche Leute behaupteten, sie hätten einen schwarzen Mann am Waldrande hin und her laufen sehen. Wieder andere sagten, es fahre dort ein Licht herum, wie wenn jemand etwas suchte. Man fürchtete sich und getraute sich nachts nicht mehr an diesen Ort.

Später erwarb ein junger Bauer das Troßland. Er wußte nicht, daß in der Nähe ein Geist umging. Einst erwachte er mitten in der Nacht. Es war ihm, als hätte jemand gerufen. Das Fenster stand offen. Er lauschte. Jetzt tönte vom Walde her ein langgezogener, jammervoller Schrei : « Ooh – juuh ! » Noch ein zweites und drittes Mal hallte es herüber : « Ooh – juuh, – – ooh – juuh ! » Der Bauer dachte, da muß ein Unglück geschehen sein. Ich will nachschauen, wer das ist. Rasch kleidete er sich an und eilte dem Walde zu. Der Mond leuchtete ihm. Am Rande des Gehölzes blieb er stehen und rief mit lauter Stimme : « Holla ! – Wer hat da gerufen ? » – – Keine Antwort, – – aber aus dem Schatten eines Baumes löste sich die Gestalt eines schwarzen, struppigen Mannes, – kam eilig näher – bog nach rechts ab – wandte sich plötzlich wieder nach links, als suchte er etwas. Auf einmal eilte er an jene Stelle, wo die Flurgrenze gegen das Troßland hin ein ganz unnatürliches Knie machte. Dort ragte ein Markstein empor. Diesen riß er mit einem Ruck aus der Erde und hob ihn mit beiden Händen bis an die Brust hinauf. Der Stein aber wurde glühend rot und beleuchtete mit seinem Feuerchein das Gesicht des unheimlichen Mannes. Das wirre Haar, die Augen

in den tiefen Höhlen, der struppige Bart, die nackten Arme, – alles schien zu glühen, zu brennen. Mit schauriger Stimme begann er jetzt zu schreien :

« Wa soll ne tue – wa soll ne tue ? »

Dem Bauer stellt es die Haare zu Berge, und kalter Schauer rieselt ihm über den Rücken. Es wird ihm plötzlich bewußt, daß diese jammern-
de Gestalt kein Mensch ist, sondern der sühnende Geist eines Markstein-
frevlers. Was jetzt tun ? – Fliehen ? – Nein, sonst wird der Geist ihn
verfolgen, ihn hetzen und jagen ; er wird davon heftiges Fieber bekom-
men und nach drei Tagen daran sterben. Der Bauer bezwingt darum
den Schrecken und antwortet mutig :

« Tuene det, wanner z'erscht gsii ischt ! »

Der Geist gehorchte. Stöhnend wankte er mit der sengenden Last
zwanzig bis dreißig Schritte waldwärts, blieb stehen und schleuderte
den Stein mit solcher Wucht zu Boden, daß er sich tief in die Erde
bohrte, und nur mehr die Spitze hervorschaute. Die Glut erlosch. Der
Büßer kehrte zum Bauer zurück und stammelte glücklich :

« Du hast mich erlöst. Gott lohne es dir. »

Die dunkle Gestalt leuchtete einen Augenblick sonnenhell auf, und
dann verschwand sie.

Nach dem Glauben des Volkes muß derjenige, der einen Geist erlöst,
bald darauf sterben. Aber der Bauer vom Troßland blieb am Leben.
Sein Nachbar ließ in gütiger Weise die nächtliche Grenzbereinigung
gelten, und so fiel ihm ein ansehnliches Landstück als Belohnung zu.
Aber auch sonst hatte er von da an Glück in Haus und Stall und Feld.
Seinen Kindern und Kindeskindern erzählte er oft, der schwarze Mann
im Walde habe ihm zum Glück verholfen.

G. K.

2.

As isch asmal Iina der ganz Aben im Würtshus gruppet u het paggelet.
Erscht gäge Mitternacht anni hetterschi entlich ufghäbe un isch hüb-
scheli gäge hiim zue ga waggele. Är isch ging imena Charrwäg nah
g'lüffe, bald uf der linggi, bald uf der rähti Sita, wines nen eppa grad
trübe het. Underiinischt chunt a umbchenega Maa uber d'Matta anha
chu piischten u chu chiiche. Ufum Puggul hetter a grüselaga Schtii

trage. Das isch aber nit a läbaga Mentsch gsii wi wier. As ischt der Giischt vamera Maa gsii, wa zu Läbzite a Marchschtii vüürisch ta het. So wit as si d'Lüt hi möge bsüne, het där i hiitere Nächt gi det umma g'schtüjet, un alli, wa ne gseh hii, si g'flue vamu.

« Wa soll ne tue – wa soll ne tue ? »

hetter jetz afa g'jammere. Das het a so trurig töent, as hetti a Schtii chene mache z'plääre. Da Maa, wa vam Würtshus choe ischt, hets o köert, aber as isch mu nit i ds Härz gange. Är het nume der Arm g'schlingget u liid anni prüelet :

« Tue ne det, wa de ne gnoe hescht ! »

Nai isch er ummi witerplampet. Aber uf ds Mal stiit der Giischt mitts vurnu u siit :

« Du gueta Maa – i douche der – du hescht mi erlöest. »

Mit dene Wort isch er vurschwune.

Wohlmähl ! ihr hettet das Gsicht selle gseh, wa das gaaggeret Mannli gmacht het. Der Chläpper isch mu im Ugeblick vurgange, die glumperete Bii si ummi zu Chraft choe, u wi nas Gitzi isch er dervatechlet, – – hiimzue.

G. K.

3.

Ein junger Bauer sah abends auf dem Heimweg einen alten gebeugten Mann, der einen Feldstein auf der Schulter trug. Der Alte seufzte gar jämmerlich. Als der Bauer näher kam, erkannte er in der Gestalt seinen längst verstorbenen Vater. Er war mit einem aschgrauen Gewand bekleidet. Traurig blickte er seinen Sohn an, ohne aber ein Wort zu sagen. Doch dieser begriff bald den Grund, weshalb sein Vater umgehen mußte. Er hatte einst bei Lebzeiten unrechtmäßig seinen Besitz vergrößert. Der brave Sohn gab nun der Schattengestalt das heilige Versprechen, er werde das begangene Unrecht wieder gutmachen. Da blickte die Erscheinung freudig auf und verschwand. Der junge Bauer erfüllte getreu sein Versprechen. Von da an verstummte das Klagen und Seufzen auf dem Acker.

P. N. BONGARD.

4.

Ein Landmann gewann durch einen ungerechten Prozeß ein Stück Land. Bald darauf starb er. Da fing es auf jener Matte an zu geistern. Alle Nächte hörte man dort sägen, hämmern, klopfen, wie wenn jemand einen Lattenzaun machen wollte. Die Kinder des Verstorbenen gaben darauf das Land dem früheren Besitzer zurück. Da fand der Geist Ruhe.

P. N. BONGARD.

5.

Ein Mann kehrte in später Abendstunde nach Hause zurück. Er befand sich in etwas gehobener Stimmung und war zu Heldentaten aufgelegt. Da hörte er in der Nähe seines Hofes den Geist eines Grenzfrevlers stöhnen und klagen : « Wa soll ne tue ? » Im Übermut antwortete er : « Schmiiz ne mir a ds Hinder ! » Mit diesen Worten schlüpfte er schnell ins Haus, warf die Türe hinter sich zu und glaubte sicher zu sein. Da erdröhnte ein furchtbarer Schlag, die Türe zersplitterte und ein schwerer Markstein rollte durch den Hausgang. Draußen aber ertönte die schreckliche Stimme des erzürnten Geistes : « Da hesch du der Schtii – setz ne wan er köert ! »

P. N. BONGARD.

Der Wuhrenläufer von der Horia

Horia heißen die Matten am Düdingerbach unterhalb Jetschwil. Sie waren früher eine Allmend, gemeinsamer Besitz der Jetschwiler, den sie in viereckigen parallelen Stücken unter die jeweiligen Grundbesitzer des Weilers Jetschwil – Horia verteilten.

Horia soll von Horor (= Schrecken) kommen. Die Matten müssen zur Zeit der Römer, da dieser Name entstanden ist, sehr sumpfig gewesen sein, ein Schrecken für jeden, der in diese morastigen Gebiete hineingeriet. Nachdem man aber den Wasserzufluß von oben reguliert hatte, wurden die Horiamatten zu den ergiebigsten Feldern. Um aber den Ertrag noch zu steigern und im Frühjahr rasch zu Grünfutter zu kommen, leitete man den Bach von Oberjetschwil in einem künstlichen Graben oben an den Allmendmatten durch und setzte fest, daß jeder Besitzer zu einer bestimmten Stunde des Tages oder der Nacht das Wasser zum Berieseln seines Grundstückes benützen dürfe.

Nun lebte aber damals ein etwas habsüchtiger Jetschwiler, welcher mit der Bewässerungszeit, die ihm zugeteilt wurde, nicht zufrieden war. In der Nacht, wenn es niemand sah, öffnete er die Zuleitung zu seiner Matte und stahl so den Nachbarn ihr Wasser.

Es kam der Tag, wo er sterben mußte, wie es Schicksal des Menschen ist. Von all dem errafften Hab und Gut blieb ihm nichts als das Totenkleid mit einem vergessenen alten Kreuzer in der Tasche, sechs Bretter einer rotfaulen Tanne und eine Grube, sechs Fuß lang, zwei breit und vier tief.

Seine Seele aber konnte keine Ruhe finden. Der Mann mußte jede Nacht auf die Stätte seiner bösen Tat zurückkehren. Da mußte er in schnellem Lauf ruhelos den Wuhrengräben entlang wandern. War die Runde beendet, begann sie gleich wieder von vorne. So ging es die ganze Nacht hin und her und her und hin, bis der Morgen graute. Viele

Leute wollen ihn gesehen haben. Doch niemand getraute sich den Wuhrenläufer, wie er im Volksmund genannt wurde, zu stellen und anzureden.

Endlich aber fand sich doch einer, der das Fürchten nicht gelernt hatte. Dieser nahm sich ein Herz, stellte sich dem Wuhrenläufer in den Weg und redete ihn also an : « Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit sage mir, wer du bist und was dir fehlt. »

Die arme Seele antwortete : « Ich bin Josi, dein einstiger Nachbar. Ich kann die ewige Ruhe nicht finden, muß allnächtlich hier umgehen und wegen des gestohlenen Wassers büßen, bis einer von den Verwandten, die den Nutzen des Diebstahls erbten, für mich zu Fuß eine Wallfahrt nach Einsiedeln macht. »

So berichtete der Wuhrenläufer. Der Mann aber, der das Fürchten nicht gelernt hatte, brachte die Botschaft den Verwandten des Verstorbenen. Diese schickten sofort einen der Ihrigen nach Einsiedeln und ließen dort für den Dahingeshiedenen beten.

Von da ab ward der Wuhrenläufer nicht mehr gesehen.

LEONHARD THÜRLER.

Das Ungeheuer im Flachsnerawald

Im Walde oberhalb der Flachsnera hauste ein Ungeheuer. Wer zu gewissen Zeiten dort vorbeiging, der hörte es den steilen Waldweg herauf schnauben und keuchen. Dabei jammerte es : « O weh, o weh, o weh ! »

Junge Burschen, die einst in später Nachtstunde durch den Wald gingen, hörten das Ungeheuer rufen : « Machet Platz ! – Flieht ! » Darauf rollten von der Höhe des Wildwaldes mehr als ein Dutzend Baumstämme herunter und legten sich kreuz und quer über den Weg. Am andern Morgen war von denselben nichts mehr zu sehen.

Ein Fuhrmann mußte einst nachts durch den Flachsnerawald fahren. Da hörte er das Ungeheuer keuchend herankommen, und ganz in seiner Nähe rief es : « O weh, o weh, o weh ! » In diesem Augenblick flog eine ungeheuere Schar schwarzer Vögel aus dem Walde und ließ sich mit großem Gekreisch auf Wagen und Pferde nieder. Der Fuhrmann knallte mit der Peitsche, aber die Vögel waren nicht zu verscheuchen. Erst am Ende des Waldes flogen sie auf und verschwanden.

Wer war dieses Ungeheuer ?

Der Geist eines verstorbenen Menschen war es, der wegen einer begangenen Ungerechtigkeit nicht Ruhe finden konnte, und so seine Schuld büßen mußte.

Wie kam das ?

Zwei Brüder teilten das väterliche Erbe. Der Ältere übervorteilte den Jüngeren und zog den Flachsnerawald ungerechterweise an sich. Wohl plagte ihn darum das böse Gewissen. Doch Ehrgeiz und Habsucht ließen nicht zu, daß er noch rechtzeitig sein Unrecht gutmachte. Er starb eines plötzlichen Todes. Kaum war er begraben, da begann im Flachsnerawalde jenes Ungeheuer zu spuken und Schrecken und Grauen zu verbreiten. Der Jüngere ahnte, es könnte der Geist seines Bruders sein und fragte den Herrn Pfarrer, was da zu tun sei. Dieser riet ihm,

er solle sich um Mitternacht in den Wald begeben und das Ungeheuer, wenn es sich ihm nahe, also anreden : « Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit, wenn du mein Bruder bist, so sage, was fehlt dir ? » Der Bruder war entschlossen, das zu tun. In der folgenden Nacht begab er sich in den Wald, setzte sich auf einen Baumstamm und wartete. Als es Mitternacht schlug, hörte er tief im Walde drunten das Ungeheuer jammern : « O weh, o weh, o weh ! » Jetzt kam es keuchend den Hang herauf, immer näher. Schnell machte er die Rede bereit, um es anzusprechen. Aber in diesem Augenblicke schrie es ihm schon ins Ohr hinein : « O weh, o weh, o weh ! » und er verspürte den eiskalten Atem des Ungeheuers. Entsetzt packte ihn, und er floh, so schnell als ihn die Füße tragen mochten, über Stock und Stein den Wald hinunter und dann gegen den Graben hinüber nach seiner Wohnung. Das Gespenst jagte hinter ihm her und rief ohne Unterlaß : « O weh, o weh, o weh ! » Da, endlich langte er atemlos zu Hause an. Mit Händen und Füßen schlug er an die verriegelte Türe, daß sie aus Schloß und Angeln sprang. In der Ferne hörte er es noch immer jammern : « O weh – o weh – o weh ! »

Ein heftiges Fieber befiel ihn. Viele Wochen mußte er das Bett hüten. Als er dann endlich wieder aufstehen durfte, da war sein erster Gang nach dem Flachsnerawalde, wo er am Wege, nahe an der Stelle, wo er das Ungeheuer hatte anreden wollen, ein Bild der schmerzhaften Mutter Gottes an einem Baume befestigte. Wer aber dort vorbeiging, zog den Hut und sprach ein kurzes, kräftiges Gebet für die arme Seele. Das wirkte. Immer seltener wurden die Klagerufe des Ungeheuers gehört, und endlich verstummten sie ganz. Die arme Seele hatte Erlösung und Ruhe gefunden.

Hockgeister

1. Der Tannbock

Westlich von Heitenried liegt das Tannholz. In diesem Walde hauste vor Zeiten ein böses Ungeheuer. Es hatte die Gestalt eines großen, schwarzen Geißbocks und wurde der Tannbock genannt. Man wußte nicht, ob dieser ein höllisches Wesen war oder der irrende Geist eines Sonntagsjägers, eines Wald- oder Wildfrevlers. Am Tage wurde er nie gesehen. Er trieb sein Unwesen zwischen dem Abend- und dem Morgenbetläuten. Da rannte er hinter den Leuten her, und im Vorbeisausen warf er sie grob zu Boden. Oft sprang er plötzlich aus einem Gebüsch, verstellte dem Wanderer den Weg und drohte ihn mit den Hörnern zu bearbeiten. Manche, die von ihm verfolgt wurden, flohen gegen die Pfandmatt. Der dortige Bauer besaß einen großen Hund, der den Verfolgten zu Hilfe eilte. Vor diesem Hund fürchtete sich das Ungeheuer und floh in den Wald zurück.

Einen üblen Streich spielte der Tannbock einem Schuhmacher. Der hatte in Niedermuhren auf der Stör gearbeitet. Am Abend wollte er nach Winterlingen in sein Heim zurückkehren. Man riet ihm, er solle nicht durch das Tannholz gehen, sonst werde ihn der Tannbock verfolgen und ihm gar ein Leid antun. Ob dieser Zumutung war der Schuster beleidigt, und prahlend entgegnete er: « Ich fürchte weder Bock noch Geiß – weder Mensch noch Geist. Gebt mir lieber noch ein Gläsli, das ist besser als guter Rat. » Sie schenkten ihm eines ein. Er trank es in einem einzigen Zuge und sagte halbschlau: « Auf *einem* Bein kann man nicht gut laufen, noch viel weniger ein Ungeheuer bändigen. » Da schenkten sie ihm das zweite ein. Er goß es hinunter und meinte: « Wir Schuhmacher sind gewöhnt auf einem Dreibein zu sitzen. Versteht ihr ? » Sie



verstanden und schenkten ihm das dritte ein. Er warf es in einem einzigen Gutz den Schlund hinunter, bedankte sich und nahm den Weg unter die Füße.

Als er ins Tannholz kam, rief er in einem fort mit frechem Übermut : « Tannbock, mä-ä-ä-äh ! – Tannböckeli, mä-ä-ä-äh ! » Auf einmal hörte er aus der Tiefe des Tanns etwas daherspringen. Radatt-radatt-radatt machte es und nahte mit Windesschnelle. Er blieb stehen und rief : « Chomm Gitz-gitz-gitz ! » Jetzt sauste das Ungetüm wie ein Sturmwind heran, und hopp ! sprang es ihm auf den Rücken. Es meckerte und schnaufte, es stank wie ein Misthaufen und war entsetzlich schwer. Das arme Schuhmacherli mußte diese Last im Sprunge durch den Wald chreetzen. Erst am Rande des Gehölzes fiel das Tier lautlos von seinen Schultern und verschwand.

G. K.

2. Der Messerwetzter

Zwischen Alterswil und Obermonten liegt das Großholz. Es ist wegen seines schönen Stationenweges bekannt. In früheren Zeiten soll es in diesem Walde, namentlich zur Nachtzeit, nicht geheuer gewesen sein. Es ging dort ein sonderbarer Geist um.

Ein junger Mann aus Obermonten begab sich eines Tages nach Alterswil. Er ließ sich dort von guten Freunden versäumen und trat erst in später Nachtstunde die Heimreise an. Sein Weg führte durch das Großholz. Bald hörte er, wie jemand brummend und redend hinter ihm herging. Er spitzte die Ohren und lauschte, doch konnte er nicht verstehen, was der Unbekannte sagte, die Entfernung war zu groß. Aber der Hintermann kam beständig näher, und mit einem Male war seine Rede deutlich zu vernehmen.

« Wetz dis Mässer, – wetz dis Mässer », so brummte er in einem fort. Dazu machte er ein Sibusäbu-geräusch, als ob er wirklich ein Messer wetzen würde. Der scheint mir kein gemütlicher Weggefährte zu sein, dachte er Obermontener und verdoppelte seine Schritte, um aus dem Wald und der Nähe des Unheimlichen hinaus zu kommen. Doch plötzlich schrie der Fremde ganz dicht hinter ihm :

« Wetz dis Mässer, – wetz dis Mässer ! »

Der junge Mann war nicht chlüpflig. Er blieb stehen und schaute um sich. Doch konnte er nirgends ein menschliches Wesen entdecken. Drum rief er mit lauter Stimme seine Antwort in den Wald hinaus :

« Nit nöetig, – mis Mässer hout ! »

Kaum hatte er die Worte gesprochen, so sprang ihm eine dunkle Gestalt auf den Rücken und trieb ihn zum Laufen an. Schneller, immer schneller mußte er gehen. Das Ungetüm hetzte, jagte, drohte. So eilte er durch die Nacht, schwitzend und keuchend unter der schweren Last, bis er in Obermonten sein Heim erreichte. Dort stürzte er sich gegen die Haustüre, daß sie krachend aufsprang. Jetzt erst fiel das Gespenst von seinem Rücken und verschwand.

Fiebernd legte sich der Mann nieder und mußte lange Zeit das Bett hüten. Auch hatte der Schreck ihm die Sprache genommen. Erst nach und nach erlangte er sie wieder.

G. K.

3. Und noch andere

Ein anderer Hockgeist ging im Chrüziholz bei Düdingen um. Als der Sigrist von St. Wolfgang einst in der Nacht durch diesen Wald ging, rief er im Übermute aus : « Wena da as Ungkür ischt, so soll es nume grad choe ! » Da sprang ihm augenblicklich eine schwarze Gestalt auf die Schulter. Sie blieb dort sitzen und trieb den armen Mann, – als wäre er ein Roß – zu raschem Laufe an. Vor der Haustüre erst sprang der unheimliche Reiter ab und verschwand.

P. N. BONGARD.

In Benewil hauste in einem alten Ofenhaus ein Ungeheuer. Einst ging ein verspäteter Kilter dort vorbei. Da sah er im Backofen ein helles Feuer brennen und aus dem Kamin stieg eine schwarze Rauchsäule. Den Kilter gelüstete es nach einem Abenteuer, und er rief : « Heeh ! Ungkür, we du Chueche bachischt, so gimmer o as Stücki. » Im selben Augenblick erlosch das Feuer im Backofen. Zum Fenster heraus sprang ein großer, schwarzer Hund und setzte sich dem Burschen auf die Schultern. Der Junge floh entsetzt heimzu und versuchte im Gehen immer wieder die grausige Last abzuwerfen. Es gelang ihm nicht, der Hund hatte sich fest verkrallt. So mußte er ihn weitertragen. Erst als sein Fuß die Hausschwelle berührte, fiel das Tier zur Erde und verschwand.

Der junge Mann legte sich erschöpft ins Bett. Er stand am Morgen nicht mehr auf. Ein heftiges Fieber schüttelte ihn. Am Abend war er eine Leiche.

P. N. BONGARD.

Der Besuch des Toten

Am Ärgerenbach stand vor langen Jahren zwischen Erlen und Weiden ein Häuschen. Drin wohnte ganz allein ein altes Mütterchen. Kirchenstill wäre es an diesem abgelegenen Orte gewesen, wenn nicht der Bach gerauscht und die Vögel gesungen hätten. Aber einmal hatte das Häuschen auch fröhliches Leben gesehen und munterem Treiben zugeschaut. Das war damals, als eine Buben- und Mädchenschar hier aus- und einging, und am Bach und im Erlenhain ihr übermütiges Spiel trieb. Aber das ist schon lange her. Die Kinder sind unterdessen groß geworden und in alle Welt hinausgewandert, ein Sohn sogar übers weite Meer.

Es war an einem Winterabend. Die alte Frau saß in später Stunde noch hinter dem Ofen und spann. Derweil die Hände den Faden drehten, weilten die Gedanken in der Ferne bei den Kindern. Da klopfte es auf einmal an der Haustüre. Die Mutter horchte und wußte nicht, wer so spät in der Nacht noch etwas wollte. Jetzt hörte sie die Haustüre knarrend sich öffnen, und feste Schritte kamen durch den Hausflur immer näher. Nun ging die Stubentüre auf, aber es war niemand zu sehen. Die schweren Schritte polterten um den Ofen und hielten endlich vor der Mutter an. Diese fühlte, daß jemand unsichtbar vor ihr stand. Sogar die Atemzüge dieses Wesens glaubte sie deutlich zu hören und zu spüren. Nach einer Weile entfernten sich die Schritte wieder gegen die Türe hin. Diese wurde von unsichtbaren Händen behutsam geschlossen. Das Laufen ging durch den Hausflur, die Haustüre knarrte wieder, es ging noch um das Häuschen herum, und endlich wurde es stille. Die Mutter überwand den Schreck und eilte ans Fenster. Da sah sie im Mondenschein ganz deutlich einen fremden Mann draußen stehen. Fremdländisch war auch seine Kleidung. Er trug Stulpenstiefel und weite Hosen, die mit einem breiten Ledergürtel gebunden waren. Ein dunkler Bart wallte auf die Brust nieder und den Kopf bedeckte ein

weiter, aufgekremelter Filzhut. Er glich einem Farmer aus Übersee. Eine Weile noch stand der Unbekannte regungslos da, im Anblick des Häuschens versunken. Dann verschwand er.

Die Mutter konnte sich diese sonderbare Erscheinung nicht erklären. Aber eine schlimme Ahnung stieg in ihrem Herzen auf und wollte sich



nicht mehr verscheuchen lassen. Sechs Wochen später wurde die Ahnung zur Gewißheit. Aus Amerika kam die Nachricht, ihr Sohn sei gestorben, Tag und Stunde seines Todes war angegeben und stimmte zeitlich genau mit der nächtlichen Erscheinung. Jetzt verstand sie alles :

Der Sohn hatte an Heimweh gelitten, – war daran gestorben. Nachdem sein Geist sich vom Körper befreit hatte, war er mit der Schnelligkeit eines Gedankens über Länder und Meere geflogen, um noch einmal *das* zu schauen, was ihm so teuer gewesen und ihm das brennende Heimweh bereitet hatte : Die Heimaterde, das Hüttlein am Bach und der Mutter Antlitz.

Die Geisterprozession

Das Neßlerental ist noch ein stiller, unberührter Fleck der schönen Gotteswelt. Da gibt es dunklen Wald, sonnige Hänge, braune Holzhäuser und einen rauschenden Bach, der sein frisches Bergwasser talab wälzt. An seinem Ufer stand vor etwa fünfzig Jahren noch eine Säge. Da stürzten sich die wilden Wassermassen schäumend über ein Schaufelrad und brachten es in raschen Lauf. Die Bewegung übertrug sich auf eine Gattersäge. Risch-rasch, risch-rasch bahnte sich diese einen Weg durch die langen Baumstämme, und feinkörniges, duftendes Sägemehl rieselte links und rechts zur Erde nieder. Der Murejosi, des Sägers Gehilfe, stand daneben und überwachte die Arbeit. Noch als weißhaariger Greis schilderte er einen sonderbaren Vorfall, den er in seinen jungen Jahren in der Neßlerasäge erlebt hatte.

Einst, als die Bestellungen sich gehäuft hatten, ließ der Sägereibesitzer das Werk die ganze Nacht laufen. Denn haushoch lagen die eingelieferten Trämel auf dem Platze. Die Nacht war milde, ein sanfter Frühlingswind säuselte im Geäste der knospenden Obstbäume. Dazu goß der wachsende Mond seine Lichtfülle über das schlummernde Land. Alle Lichter, in den Wohnungen rings herum, waren schon gelöscht, und wohltuender Nachtfriede senkte sich über das Tal. Nur in der Sägerei brannte noch eine Laterne, bei deren schwachem Schein Murejosi die Nachtschicht führte. Durch die Stille der Frühlingsnacht schnitt im rhythmischen Takt das Knirschen der nimmermüden Säge.

Gegen Mitternacht spitzte der Knecht auf einmal die Ohren. In das eintönige Geräusch der Säge mischte sich ein fremder Ton. Stärker, immer deutlicher ließ sich ein fernes Murmeln und Brummen wie von vielen Stimmen vernehmen. Näher, immer näher tönte das Gemurmel. « Wer mag jetzt so spät noch auf dem Heimweg sein ? » sinnierte Murejosi, « vielleicht einige Kiltbuben, die vom Besuch ihrer Liebsten heim-



kommen ». Vorsichtig spähte er durch eine Lucke auf den Weg hinaus. Sein Ohr unterschied ganz deutlich viele Menschenstimmen, junge und alte. Gleich mußte er die Sprechenden zu Gesichte bekommen. Er verstand jetzt deutlich ihre Worte. « Gegrüßt seist du Maria », beteten die Baßstimmen der Männer. « Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns arme Sünder », antworteten die hellen Stimmen der Frauen und Kinder. Aber welch ergreifender Klang wohnte in diesem Gebet ! Wie Flehen und Stöhnen aus schmerzdurchwühlter Menschenbrust flossen die Worte von den Lippen der nächtlichen Beter. So inbrünstig und andächtig hatte Murejosi seiner Lebtag nie beten hören, nicht einmal auf der Wallfahrt nach Einsiedeln, die er schon fünfmal mitgemacht hatte.

« Das sind jetzt andächtige Pilger », brummte er gerührt vor sich hin. « Woher kommen sie wohl ? Etwa aus dem Unterland ? » Plötzlich erblickte Murejosi die Beter. In langer Prozession schritten sie daher in Zweierreihen, – lauter fremde Gesichter. Ein Gruseln stieg dem Lauscher den Rücken herauf. Diese Beter sahen so geisterhaft bleich aus. In ihren Augen spiegelte sich eine geheimnisvolle Ewigkeit. Alle Menschenalter waren in der eigenartigen Prozession vertreten : Kinder, Jünglinge, Jungfrauen, Männer und Greise. Alle trugen die Kleidertracht vergangener Zeiten. Andächtig folgten sie dem Kreuzträger, ohne nur einen einzigen Blick um sich zu werfen. So leise und geräuschlos traten die Leute auf, daß kein Steinchen auf dem Wege klirrte. Die Beter schienen den Boden gar nicht zu berühren. Langsam zogen sie durch das schlafende Dörfchen. Josi schaute ihnen nach, bis sie in einen Hohlweg einbogen und seinen Blicken entschwanden.

Dem braven Knecht war nicht geheuer. Er schlug ein großes Kreuz und begann in seiner Angst, die seligste Jungfrau und seinen Schutzpatron anzurufen. Er konnte sich diese Erscheinung nicht erklären. Doch plötzlich kam die Erleuchtung : Diese seltsamen Wallfahrer waren Geister, – waren arme Seelen, die für ihre ungesühnten Sünden noch büßen mußten. Möge der barmherzige Gott ihnen bald die ewige Ruhe schenken.

P. N. BONGARD.

Die Geisterprozession, auch Totenzug oder Totenvolk genannt, wurde im Senseland noch an mehreren andern Orten gesehen. Manchmal glich die Erscheinung einem nächtlichen Leichenzug. Voran trugen sechs Männer einen schwarzen Sarg, dann folgte das Geistervolk, Männer,

Frauen und Kinder in langen Scharen, betend und singend, mit Lichtern in den Händen. Wer dem Totenvolk begegnete, der mußte eiligst ab dem Wege gehen, sich zu Boden werfen, das Gesicht auf die Erde drücken und warten bis der Zug vorbei war. Tat er das nicht, so mußte er bald darauf sterben.

Man erzählt noch folgende Geschichte :

Ein nächtlicher Wanderer begegnete einst dem Totenvolk. Er stellte sich an den Wegrand und ließ die Geisterschar an sich vorbeiziehen. Zuletzt hinkte in einiger Entfernung noch ein alter, gebeugter Mann daher. Er vermochte dem Zuge kaum zu folgen. Der Wanderer trat an ihn heran und fragte : « Wa wiiter hii ? » Der Greis blickte ihn todes-
traurig an und antwortete : « Uf Santivaschtels wui ga hätte. » Dann schüttelte er den Kopf und fügte noch bei : « Arma Tropf ! Du hettisch nit sele frage. »

Der neugierige Wandersmann starb drei Tage später.

G. K.

Die Erdgalle

*Florete, flores, quasi lilium,
et date odorem,
et frondete in gratiam.
Collaudate canticum,
et benedicite Dominum
in operibus suis.*

Blühet, Blumen, wie die Lilie,
und duftet Wohlgeruch,
und grünet in Anmut.
Singet ein Loblied,
und preiset den Herrn
in seinen Werken.

(Buch Sirach.)

Vor langer Zeit lebte auf einem Schlosse ein reicher Edelmann. Den liebten alle Leute, denn er war freundlich und gut mit ihnen, half, wo er helfen konnte und nannte die Armen und Kranken seine Freunde. Eine kleine menschliche Schwäche besaß er allerdings auch : Die Gaumenlust. Gut und reichlich essen bereitete ihm Wonne. Seine Gastmähler waren im ganzen Lande berühmt.

Als er die Lebensmitte überschritten hatte, stellten sich für und für die Beschwerden des Alters ein. Es haperte bald hier, bald dort, und wenn ein Schmerz verschwand, so tauchte an einer andern Stelle wieder ein neuer auf. Reiten und Jagen, seine liebsten Vergnügen, mußte er aufgeben. Schließlich kamen noch die Ärzte und verboten ihm alle fetten Speisen und geistigen Getränke. Also keine Gastmähler mehr. Was bot ihm jetzt das Leben noch ? Der Frohsinn schwand und machte einer tiefen Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit Platz.

In einer Nacht konnte der Schloßherr nicht schlafen. Schmerzen zwickten ihn hier, zwackten ihn dort, und er dachte lange und ernstlich über seinen Zustand nach. Dann faltete er die Hände und sprach : « Ich habe mein Mögliches getan. Menschen können mir nicht helfen. Vater im Himmel so hilf *DU* mir, ich bitte Dich. Ich will mich dankbar zeigen. Die Hälfte meines Vermögens teile ich den Armen aus. »

Endlich schlief er ein und hatte einen sonderbaren Traum. Es kam eine Frauengestalt auf ihn zu. Sie trug ein wallendes, weißes Gewand und erinnerte ihn lebhaft an seine Mutter, die er als Kind schon verloren. Sie blickte ihn gütig an und sagte : « Sei nur frohen Mutes, und es wird dir wieder besser gehen. Deine Galle ist zwar gänzlich erschöpft, aber wenn du Erdgalle als Ersatz nimmst, dann wirst du gesunden. » Er fragte : « Erdgalle ? Ich habe dieses Wort noch nie gehört. Was ist das für ein Ding ? » Sie antwortete : « Das ist eine Pflanze. Komm, ich will sie dir zeigen. » Sie nahm ihn bei der Hand und dann ging es wie im Fluge auf einem schmalen Pfade einem felsigen Hang entlang. In der Tiefe rauschte ein Fluß. Schließlich gelangten sie auf eine steil ansteigende Weide, die rundum von Wald umgeben war. Inmitten dieser Lichtung stand eine Gruppe von drei Tannen. Ah ! jetzt kannte er das Gelände. Als Knabe war er oft hier gewesen und hatte mit Kameraden Jäger und Hase gespielt. Die weiße Gestalt führte ihn nahe an die drei Tannen heran. Dort blieb sie stehen, bückte sich und pflückte eine seltsame, schöne Blume. Die hatte einen dünnen, viereckigen Stengel, feine, zartgrüne Blätterpaare und oben eine Krone von rosaroten Blüten, in deren Mitte goldene Sternlein leuchteten. Die Frau sprach : « Das ist jetzt die Erdgalle. Sieh, der ganze Hang leuchtet rot von der Menge der Blumen. Pflücke davon, mache fleißigen Gebrauch, und du wirst das Wunder der Gesundung erleben. » Die himmlische Gestalt verschwand und an der Stelle, wo sie gestanden, blühte eine Erdgalle, die hatte nicht rote, sondern blendendweiße Blüten. — — — Das war der Traum.

Am folgenden Morgen stand der Schloßherr schon früh auf und machte sich auf den Weg, den er im Traume gegangen. Er fand den Felsenpfad, den Wald und den Rain mit den drei Tannen. Der magere trockene Hang leuchtete rot von Erdgalle, und inmitten all der Blumen stand eine einzige weiße. Alles war genau so wie im Traum. Er pflückte einen ganzen Arm voll dieser kostbaren Blüten, trug sie nach Hause und begann die Kur. Langsam aber stetig nahmen Beschwerden und Schmerzen ab und verschwanden zuletzt gänzlich. Die Gesundheit war wieder gewonnen.

Wie versprochen teilte er die Hälfte seines Vermögens, — 100 000 Gulden sollen es gewesen sein — den Armen aus. Die Heilkraft der Erdgalle wurde mehr und mehr bekannt und berühmt und man nannte die Pflanze von da an nur noch das « Hunderttusigguldechtrut ». Unzähligen Menschen, die an den Gebrechen des Alters litten, hat sie Erleichterung

und Heilung gebracht. Sie sei das « vürnämste Chrütli », das Gott in seiner Güte und Weisheit in den Erdengarten gepflanzt habe, sagten unsere Vorfahren.

Und dennoch hat diese Wunderblume wie keine andere die Unbeständigkeit und Wandelbarkeit der Werte erfahren. Unsere Ahnen nannten sie ehrfurchtsvoll : « Hunderttausendguldenkraut ». Für unsere Eltern war sie schon etwas wohlfeiler geworden. Sie schätzten sie immerhin noch als « Tausendguldenkraut ». Die heutige Generation hat sie rabiät auf « Guldenkraut » abgewertet. Unsere Kinder werden ein Gleiches tun und sie etwa noch als « Kraut » bezeichnen.

Und dann – – – dann bleibt vom großen Namen nichts mehr übrig. Ruhm vergeht – und Wohltaten sind bald vergessen.



Vom Farnsamem

Auf der rechten Seite des Plasselbschlundes liegen die Tatüren. Das waren einst drei schöne Bergweiden mit Alphütten. Heute sind sie mit Wald bepflanzt. Sie gehörten vor langer Zeit einem Herrn aus der Stadt. Er war ein bißchen Sonderling. Die Leute nannten ihn den « Doktor », weil er während seines Sommeraufenthaltes in den Tatüren beständig Heilpflanzen sammelte und daraus Tränklein und Salben bereitete, womit er alles Bresthafte an Menschen und Tieren kurierte.

Ein alter Hirt machte ihn einst mit der Wunderkraft des Farns bekannt. Er erzählte ihm folgendes : « Am Santihanstag, genau um Mitternacht, da blüht und verblüht der Farn. Der Samen, der sich bildet, ist winzig fein wie Stäubchen und fällt sogleich zur Erde. Das ist jammer schade, denn er besitzt eine wundersame, geheime Kraft. Wer ihn besitzt, der versteht die Sprache der Tiere, liest die Gedanken der Menschen, heilt jede Krankheit, schlägt aus Steinen Gold, weiß alles und kann alles. Leider ist es ungemein schwer, diesen Samen zu bekommen, denn wer seine Wunderkraft kennt, der kann ihn nicht gewinnen. Der neidische Teufel, der den Menschen jedes Glück mißgönnt, hütet das Farnfeld. Nur der Ahnungslose und Unwissende kann in seinen Besitz gelangen.

Als der Doktor das hörte, beschloß er, die Probe zu machen. In der nächsten Johannismacht begab er sich an den nahen Wald, wo sich ein weites Farnfeld ausdehnte. Es war eine helle, klare Mondnacht, und kein Wölklein stand am Himmel. Der Doktor hatte Tücher mitgenommen. Er legte sie sorgfältig unter die Farnstauden, damit der Samen darauf falle. Nun war es Mitternacht. Da erhob sich urplötzlich ein furchtbares Gewitter. Es blitzte und donnerte unaufhörlich. Regen und Hagel prasselten hernieder. Der Sturmwind ergriff die Tücher und blies sie weit fort über den Wald hinüber. Ein Blitz spaltete den nächsten

Baum und schlug den Doktor zu Boden, wo er besinnungslos liegen blieb. Als er erwachte, blickte ein freundlich blauer Himmel auf ihn hernieder, und die letzten Sterne erloschen eben im rosigen Dämmer des Morgens. Hatte er geträumt ? Ach nein ! Da lag ja der zersplitterte Baum neben ihm und zeugte von Wirklichkeit.



Doch der Doktor ließ sich nicht entmutigen. Im folgenden Jahre unternahm er einen neuen Versuch. Auch dieser mißlang. Die Elemente tobten noch ärger als das erste Mal. Und noch ein drittes Mal zog der Mann in der Johannisnacht ins Farnfeld. Aber er hätte sein Wagnis bald mit dem Leben bezahlen müssen, denn es raste ein Sturm, und Blitze zuckten, als ob es Feuer regnete. Jetzt sah der Doktor ein, daß es dem Wissenden wirklich nicht möglich sei, den Farnsamen zu gewinnen. Also mußte er einem Unwissenden diese Aufgabe übertragen. Das machte er so :

In der nächsten Johannisnacht weckte er eine halbe Stunde vor Mitternacht den Knecht und sprach zu ihm : « Mathis, hole in der obern Hütte droben den Muni. Er ist heute verkauft worden und soll morgen früh in die Stadt geführt werden. » Der Herr wußte, daß der Knecht gewöhnlich seinen Weg durch das Farnfeld nahm. Er hoffte, es würde dem Ahnungslosen Farnsamen in die Schuhe fallen, und er könnte dann dieses kostbare Gut mühelos bekommen.

Mathis tat wie ihm befohlen. Mutterseelenallein wanderte er in dunkler Nacht zum obern Stafel hinauf, band den Stier los und führte ihn behutsam bergab. Als er durch den hohen Farn schritt, schlug es irgendwo ganz in weiter Ferne die Mitternachtsstunde. Da fühlte er auf einmal einen heftigen, stechenden Schmerz am Fuße. Er blieb stehen und horchte in die Nacht hinaus. Der Hund bei der oberen Hütte bellte, und der bei der untern gab ihm Bescheid. Aber sie bellten nicht wie sonst. Der Knecht lauschte gespannt. Nein, wirklich sie bellten nicht, – sie redeten miteinander. Ganz deutlich verstand er jetzt ihr Zwiegespräch :

« Du, du », – rief der Hund im oberen Stafel.

« Was, was ? » – antwortete der im unteren.

« Du muescht guet hüete. »

« Worum, worum ? »

« As chäme jetz de Schelme. »

« Das isch mier glich, – i hüete nüt. »

« Worum de nit ? »

« Ebe los : D'Herrschaft het hüt Chnuttelini z'Nacht ghäbe, – un üs hi si a kiner ggä. »

« So, so – isch das wahr ? »

« Woleppa ! »

« Ebe guet, de hüeten i egschpräß o nüt. »

Das Hundegebell verstummte. Mathis war sonderbar zu Mute. So etwas hatte er noch nie erlebt. Grausen packte ihn und er suchte so schnell als möglich die Hütte zu erreichen. Doch kaum war er einige Schritte weitergegangen, da wurde der Schmerz im Fuße immer heftiger und unerträglicher. Es war ihm, als steckten feurige Nadeln im Schuh. Mit Aufbietung aller Kräfte schleppte er sich bis zum nächsten Zaun und band den Stier fest. Dann warf er sich zur Erde, zog den Schuh ab, klopfte ihn an einem Zaunstocke aus und legte ihn wieder an. Jetzt war der Schmerz verschwunden. Er setzte den Weg fort, kam bald darauf bei der untern Hütte an, band den Muni in den Stall und legte sich zur Ruhe.

Am andern Morgen weckte der Herr seinen Knecht schon früh und fragte ihn, ob er mit dem Stier gut heruntergekommen, und ob ihm nichts widerfahren sei, denn in der Johannisnacht sei es nicht geheuer. Da begann Mathis sein Abenteuer zu erzählen. Als er aber sagte, er habe den Schuh an einem Zaunpfahl ausgeklopft, da sprang der Doktor auf und rief: « O weh, o weh ! Mathis, was hast du getan. Unser beider Glück hast du verscherzt. Die reichsten Männer der Welt wären wir geworden und hätten nicht mehr arbeiten müssen. O, wie schade, wie schade. » Der gute Knecht stand sprachlos und mit offenem Munde da und wußte nicht, was das bedeuten sollte. Jetzt eilte noch die Magd herbei und meldete voll Aufregung, es seien in der Nacht Schelme dagewesen. Die Gadentüre sei aufgebrochen und der Anken gestohlen worden. « Ich habs gewußt, daß Diebe kommen », stotterte der Knecht, « die Hunde habens ja einander zugerufen ». « Wer ? – die Hunde ? » rief die Magd, schüttelte den Kopf und konnte nicht verstehen. Flugs zeichnete sie ein Ringlein auf die Stirne, als hätte der arme Mathis ein Rädchen zuviel im Kopfe.

Doch der Doktor ließ seinen braven Knecht nicht beschimpfen. Er verriet ihm vorerst die Geheimnisse des Farnsamens und fuhr dann fort : « Diesen Zaubersamen, der so unendlich schwer zu erringen ist, den hattest du in deinem Schuh und hast ihn wieder hinausgeklopft. Nun bist du wissend geworden und kannst ihn nie mehr gewinnen. Nun ist es aus mit dem mühelosen Reichwerden. Nun müssen wir beide wieder arbeiten wie zuvor. Doch, das soll uns nicht betrüben. Ich bin überzeugt, es ist sogar besser für uns. Nach ewigem, göttlichem Gesetz ist der Mensch zur Arbeit geschaffen wie der Vogel zum Fluge. Die Arbeit hält unsern Körper gesund und unsern Geist frisch. Sie gibt unserem Leben Ziel und Inhalt. Sie schenkt uns immer wieder neue Freuden. Darum komm, Mathis, laß uns wieder an die Arbeit gehen, – du zu deinen Kühen, – ich zu meinen Kräutern. – Den Farnsamen lassen wir für immer und ewig bleiben, wo er ist. »

Das Märchen von den Haselnüssen

O, diese goldenen Septembertage, wer möchte sie nicht zu den schönsten des Jahres zählen? Sommerlich warm scheint noch die Sonne. Rosen, Dahlien und Asten leuchten mit brennenden Farben im Garten, Margriten blühen auf allen Äckern, Thymian duftet an den Wegen, Bienen summen, Herdenglocken klingen, und an den Hecken bräunen sich schon die Haselnüsse. Was der Lenz zur Blüte, der Sommer zur Fülle gebracht, das drängt jetzt zur Reife. Die Welt schwelgt im Überflusse.

An so einem Septembersonntag machte Simon seiner Liebsten, der Sabina, einen Besuch. Es war den beiden aber zu schön, um in der Stube zu sitzen. Der goldene Sonnenschein und die Pracht der Gotteswelt lockten hinaus – hinaus. Da sagte das Mädchen: « Komm, wir gehen in die Haselnüsse. » Das war dem Burschen gerade das Rechte. Längst hatte er auf eine Gelegenheit gewartet, mit ihr allein und ungestört ein Wort über die Zukunft zu reden. So wanderten sie Hand in Hand über Matten und Felder und kamen endlich in die Zelgen. Das waren langgestreckte, aber nicht sehr breite Landstreifen, die ringsum von dichtem, hohem Haselgesträuch und vereinzelt Hageichen umgeben waren, so daß sie riesigen Stuben glichen. Man konnte hier stundenlang im Schatten der Hecken wandern. Schlüpfte man durch eine Lücke, so stand man gleich wieder in einer andern grünen Stube. Hier war das Paradies der Hasen, Vögel, Eichhörnchen und Haselmäuschen.

Nun stand das junge Paar an einer der mächtigen Hecken. Sabina sagte: « Jetzt wollen wir beginnen. Du suchst die obere und ich die untere Seite des Hages ab. Da drüben an der Ecke der Zelg treffen wir uns wieder. Dann werden wir sehen, wer fleißiger gewesen ist. » Sie machten sich schweigend an die Arbeit. Es knackte und raschelte und rauschte in den Stauden, bald hüben, bald drüben, bald näher, bald ferner. Von Zeit zu Zeit klang ein Ruf von einem zum andern:

« Findest du was ? »

« Wirst es bald sehen. »

Keines wollte dem andern verraten, welch reiche Ernte es einheimste. Alle Stauden hingen voller Früchte. In jedem Büschel steckten vier, fünf und sechs Nüsse. Und reif waren sie – überreif. Wenn man sie nur berührte, fielen sie einem sammetbraun in die Hand. Simon füllte alle Taschen und endlich noch die Zipfelkappe. Sabina ließ eine Handvoll nach der andern in die Mumiera (= aus Stroh geflochtene Handtasche) rieseln. Schritt um Schritt rückten die beiden weiter.

Endlich gelangten sie ans Ende der Hecke. Da gab es ein frohes Wiedersehn. Sie setzten sich neben einem Steinhaufen ins Gras. Sabina zeigte mit Stolz, wieviel sie gesammelt. Die Mumiera war zur Hälfte gefüllt. Simon schüttete noch seine Ernte hinzu. Da wurde sie schwappvoll. Es hatten also beide gleichviel gelesen. Darüber freuten sie sich wie Kinder. Das Mädchen meinte : « Was wir heute gesammelt haben, das füllt ein ganzes Säcklein. Ich freue mich schon auf die langen Winterabende, da pöpperlen wir zwei die Nüsse für und für auf. Das muß recht kurzweilig sein. Glaubst du nicht auch ? »

« O, ja, das muß heimelig sein », gab er zur Antwort. « Und dabei erinnern wir uns des heutigen schönen Tages. »

« Hat er dir gefallen ? »

« Sehr ! Ich möchte alle Tage so sammeln – mit dir – für uns. Möchte es machen wie die Bienen und Ameisen. O ! es muß schön sein, wenn zwei, die sich lieben und verstehen, so miteinander und für einander schaffen und hausen – und nicht nur ein Säcklein, sondern ein ganzes Haus füllen. »

« Wie meinst du das ? »

« Höre ! Ich bin nur ein Küher. Doch habe ich seit Jahren gesammelt und all mein Geld gespart. Ich habe nun soviel beisammen, daß ich mich im Frühjahr auf eigene Füße stellen kann. Willst du dann zu mir kommen, bei mir bleiben alle Zeit und mir helfen, mein Haus zu füllen ? »

Sie blickte ihm eine Weile sinnend in die Augen. Dann neigte sie ihr Haupt, sank an seine Brust und sprach : « Ja, Simon, ich komme. » Er hielt sie glücklich umfassen und flüsterte : « Wenn die Haselbüsche sich mit neuem Laub bekleiden, die Vögel wieder singen, die Bäume blühen, dann soll unsere Hochzeit sein. O ! hätte ich doch einen Zeugen für mein Glück. » Sie richtete sich auf und sagte spaßhaft : « Schau, da ist ein Steinhafen. Wer weiß, – vielleicht wohnt ein Lebewesen dar-

unter, dann möge es Zeuge meines Versprechens sein. » Kaum hatte sie gesprochen, da raschelte es in den Steinen. Eine Schlange streckte den Kopf hervor, blinzelte und züngelte. Das Mädchen stieß einen Schrei des Entsetzens aus und klammerte sich an den Burschen. Die Schlange zog sich wieder in ihr Versteck zurück. « Sie hat dein Versprechen gehört, sie wird Zeugin sein », sagte Simon.

Der Herbst verging. Am Haselbusch wurden die Blätter gelb und rot und braun und fielen zur Erde. Der Novembersturm trieb sein übermütiges Spiel mit ihnen und streute sie über die Zelgen. Es kam der Winter und deckte sie mit Schnee. Die Einsamkeit der langen Winterabende trieb Simon öfters zu seiner Braut. Dann holten sie das Nußsäcklein hervor, setzten sich auf den warmen Ofen, klopften Nüsse auf und schoben sich die Kerne gegenseitig in den Mund. Sie scherzten, lachten und machten Zukunftspläne. Einmal überraschte sie ein reicher Bauernsohn aus der Nachbarschaft bei ihrem kindlichen Spiel. Sie luden ihn zum Mitmachen ein. Diese Nußknütschete behagte ihm sichtlich. Er blieb den ganzen Abend da, führte das große Wort und prahlte mit seinem Reichtum. Waren es die Nüsse oder war es das Mädchen? – Etwas zog ihn an. Er kam jetzt oft und immer öfter zu Sabina auf Besuch und wußte es so einzurichten, daß er mit dem andern nicht mehr zusammentraf. Doch Simon merkte, wie der Nußsack auffallend rasch sich verkleinerte und die Liebe des Mädchens in gleichem Maße abnahm. Er kannte das Eichhorn, das hinter seine Schätze geraten war. Nach und nach verblich der Stern ihrer Liebe. Als die letzten Nüsse aufgeklopft waren, erlosch er ganz. Die Wankelmütige ahnte wohl nicht, wie wehe sie ihm tat, – wußte nicht, wie er in schlaflosen Nächten um die verlorene Liebe weinte. Als wieder die Haselsträucher ihre roten, herzförmigen Blätter entfalteten, schritt Sabina mit dem reichen Bauernsohn zum Traualtar. – – – –

Simon wollte die Ungetreue noch einmal sehen, dann das Dorf verlassen und in die weite Welt hinausziehen. Er legte sein sonntägliches Küherkleid an und begab sich in die Kirche. Dort kniete er in der letzten Bank. Die Glocken begannen zu läuten. Der Brautzug nahte. Jetzt öffnete sich die Kirchenpforte. Das Brautpaar trat herein. Sabina war schön wie der Maientag. Mit Wohlgefallen musterte sie die Reihen der versammelten Leute. Plötzlich zuckte sie zusammen. Es kniete da ein Mann und schaute sie mit rotgeweinten Augen an. Unsäglich traurig war dieser Blick, – todestraurig. Wie ein Stich ging es ihr durchs Herz.

Ach, hätte sie nur nicht hingeschaut. Doch sie ließ sich nichts anmerken. Erhobenen Hauptes schritt sie dem Altare zu.

Auf einmal ging eine Welle der Unruhe und Aufregung durch die Kirche. Man flüsterte, man redete halblaut durcheinander, man streckte die Hälse und zeigte aufgeregt mit den Fingern auf etwas. Was war es? – Eine Schlange. – Gemächlich kroch sie durch den Hauptgang, wand sich über die Stufen zum Chor hinauf und schlich bis hinter das Brautpaar, ohne von diesem bemerkt zu werden. Jetzt ringelte sie sich zusammen und bewegte sich nicht mehr. Der Priester begann die Zeremonien. Als nun Sabina das bindende Ja sprechen sollte, da schnellte die Schlange drohend zwischen den Brautleuten empor, fauchte, zischte der Braut ins Gesicht und ließ die Augen im Zorne funkeln. Sabina stieß einen Schreckensschrei aus und floh nach links – der Bräutigam nach rechts. Die Schlange rollte sich wieder zusammen. Der alte Pfarrer allein bewahrte die Ruhe. « Hier stimmt etwas nicht », sprach er. « Hat eines von euch vielleicht einmal einer andern Person die Ehe versprochen? »

« Ich nicht! » antwortete der Hochzeiter unwillig.

Die Hochzeiterin aber begann zu weinen. Der Priester schaute sie fragend an. Nun bekannte sie:

« Ja, – ich – ich habe mich dem Simon versprochen, – und dann mein Wort gebrochen. »

« Würdest du ihn jetzt noch zum Manne nehmen? »

« – – – – Ja. »

« Ist er hier zugegen? »

« Er kniet in der hintersten Bank. »

Leid und Freud liegen im Leben oft näher beieinander als man denkt.

Simon kniete noch immer hinten in der Kirche, den Blick starr auf den Altar gerichtet. Er hatte gesehen, wie die Brautleute plötzlich auseinander gefahren waren, als hätte ein Blitz zwischen den beiden eingeschlagen. Er hatte Sabinas Schrei gehört. Doch wußte er nicht, was vorgefallen war. Hundert Gedanken stürmten durch seinen Kopf. Ein winziger Hoffnungsschimmer erwachte in seinem Herzen. Auf einmal fühlte er sich am Arme gezogen. Wie er umblickte, stand der Priester in vollem Ornat neben ihm und flüsterte: « Simon, komm. Sabina läßt dich rufen. Sie will *dich* – nicht den andern. » Da fielen mit einem Male Bitterkeit, Schmerz und Trauer vom Herzen des jungen Mannes, und

Freude und Hoffnung flammten neu auf. Es war ihm, als käme er aus kalter dunkler Nacht in helles, warmes Sonnenlicht. Wie ein Trunkener ließ er sich vom Pfarrer an den Altar führen, um dort neben Sabina niederzuknien. Der Priester legte lächelnd ihre Hände ineinander und nachdem beide freudig ihr Ja gesprochen, segnete er den Bund. – Der abgesetzte Bräutigam verließ fluchtartig die Kirche. Hinter ihm her kroch auch die Schlange ins Freie. Sie hatte ihre Sendung erfüllt.

Die Hochzeitsmesse war zu Ende. Arm in Arm verließen Simon und Sabina die Kirche. Die Menschenmenge jubelte ihnen zu, Vögel schmetterten ihre Lieder, von den blühenden Bäumen regnete es Blüten auf ihren Weg, die Haselbüsche prangten im zarten, jungen Grün, goldener Sonnenschein lag über der Frühlingswelt, und alles war schön, und alles war gut, und alles war so, wie sie es sich an jenem Herbsttag unter dem Haselbusch geträumt hatten.

Der Hutätä raubt ein Kind

Eine Mutter hatte ein Büblein, das am Abend nie ins Bett wollte. Deswegen gab es jedesmal ein schreckliches Gestärm und Geschrei und Hausbewohner und Nachbarn gerieten in Aufregung. Weder Versprechungen noch Strafen halfen etwas. Der kleine Trotzkopf war nicht zu bekehren. Die Mutter verlor endlich die Geduld und entschloß sich, ein Schreckmittel anzuwenden, um dem jungen Zwingherr seine Unart auszutreiben. Sie warnte ihn : « Wenn du heute abend wieder schreist, so gebe ich dich dem Hutätä. Das ist ein häßlicher, kohlschwarzer Mann. Der nimmt die Kinder, welche der Mutter nicht folgen, und trägt sie unter seinem Mantel weit, weit fort in einen finstern Wald, wo Bären brummen und Wölfe heulen. Drum, Bübchen, sei lieb, – sonst kommt er. »

Darauf befahl die Frau einem Knecht, er solle am kommenden Abend heimlich den Nachtjäger spielen, auf ihren Wink hinausgehen, einen schwarzen Mantel überwerfen, sich draußen vor das Stubenfenster stellen und mit lauter Stimme rufen : « Hu-tä-tä ! hu-tä-tä ! » Sie werde darauf das Fenster öffnen und ihm das schreiende Kind hinausreichen. Er solle es alsdann unter den Mantel nehmen, um das Haus herumtragen, und im dunklen Hausflur ihr wieder in die Arme legen. Dieses Mittel werde den Schreihals wohl für immer kurieren.

Die Warnung nützte nichts. Am folgenden Abend stampfte und schrie der Junge noch ärger als je zuvor. Da gab die Mutter dem Knecht das verabredete Zeichen. Als bald ertönte vor dem Hause der schaurige Ruf des Nachtjägers. Die Mutter öffnete das Fenster, ergriff den schreienden Bub und streckte ihn hinaus. Zwei dunkle Arme tauchten aus der Finsternis empor und nahmen ihr das Kind ab. Das Geschrei entfernte sich, bog um die Hausecke und verstummte sogleich. Aber im selben Augenblick ertönte draußen wieder der Ruf : « Hu-tä-tä ! hu-tä-tä ! » Was

sollte das bedeuten ? Da stimmte etwas nicht. Die Mutter lehnte sich zum Fenster hinaus, – und wen erblickte sie ? – Den Knecht, der ihr die Hände entgegenstreckte, um das Kind in Empfang zu nehmen.

Jetzt ahnte die Frau, was geschehen war. Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, rannte in die Nacht hinaus, und schrie wie eine Irrende unaufhörlich den Namen ihres Kindes. Das ganze Haus geriet in Aufruhr. Die Nachbarn eilten mit Lichtern herbei. Man suchte drinnen und draußen, man suchte in der Nähe und in der Ferne, man suchte den ganzen Abend und die ganze Nacht. Umsonst – der Knabe war nicht zu finden. Erst im Tageslicht entdeckte man, daß hinter dem Hause an allen Obstbäumen Tuchfetzen hingen, die von den Kleidern des unglückseligen Kindes stammten.

Der richtige Hutätä war dem Knecht zuvorgekommen, hatte das Büblein geraubt und durch die Lüfte davongetragen. Man fand nie mehr eine Spur von ihm.

Das Wegkreuz

An der alten Landstraße von Rechthalten nach Freiburg, steht bei der Wolfeich ein hohes Kreuz. – Es wurde im Laufe der Zeiten mehrmals erneuert, das letzte Mal im heiligen Jahr 1950. Sein Ursprung liegt in dunkler Zeit, und dunkel ist auch die Sage, die seine Entstehung erzählt.

In früheren Jahrhunderten gehörte ein ansehnlicher Teil des Gemeindebannes von Rechthalten einer freiburgischen Patrizierfamilie. Die Bauern, welche diesen Grund und Boden bewirtschafteten, waren Pächter. Sie mußten ihrem Herrn Zinsen und Zehnten entrichten und gelegentlich auch Frondienste leisten. – So ging auch einst einer dieser Bauern am Martinstag nach Freiburg, um seinem Herrn den schuldigen Jahreszins zu bringen. Als er in der Reichengasse das vornehme Haus betrat, ahnte er wohl nicht, welche Überraschungen hier seiner harreten. Soweit er sich erinnern konnte, hatte immer der alte, freundliche Herr das Geld in Empfang genommen. Heute aber standen ganz unbekannte, niegesehene Leute vor ihm. Die musterten ihn spöttisch von unten bis oben und redeten französisch miteinander. Der Bauer sagte, er möchte mit dem Herrn reden. Da erklärten sie, der sei vor kurzem gestorben, und er habe den Zins jetzt ihnen abzuliefern. Da zählte der Bauer seine Gulden und Taler Stück um Stück auf den Tisch, bis die Summe voll war.

Nun kam die andere Überraschung. Die Erben fragten : « Ist das alles ? » Der Pächter antwortete : « Soviel bin ich schuldig, nicht mehr und nicht weniger. » Da riefen alle miteinander : « Nein, nein ! Viel mehr, viel mehr ! Wollen Sie uns betrügen, heeh ? Sie schulden uns noch drei weitere Jahreszinse. » Der Bauer erklärte, das sei ein Irrtum, er habe pünktlich jedes Jahr an Martini den schuldigen Betrag entrichtet und sei nichts mehr schuldig. Nun holte einer ein großes, in Leder gebundenes Buch herbei und schlug es auf. « Sehen Sie », sprach er, « hier hat der Verstorbene alles eingetragen. Da – und da – und da – stehen Ihre früheren Zahlungen. Aber hier – sehen Sie – hier fehlen drei volle Jahre, – die müssen Sie noch bezahlen. » Der Bauer war empört, er habe bis

auf den letzten Batzen alles entrichtet und schulde nichts mehr, beteuerte er nochmals. « Dann legen Sie uns die Papiere vor », riefen die andern. Jetzt war der Mann aus Rechthalten übel dran. Er besaß keine Quittungen. Sein Vertrauen auf den alten Herrn war so felsenfest gewesen, daß er ihm nie eine schriftliche Bestätigung abgefordert hätte. « Wir geben Ihnen noch zwei Wochen Zeit », sprachen die Erben, « entweder bringen Sie uns die Ausweise oder das Geld. Wenn nicht, – so müssen Sie Geldstag machen und Haus und Hof verlassen. » – – –

Tief niedergeschlagen, halbverzweifelt kehrte der Unglückselige gegen Abend nach Rechthalten zurück. Ein stockdicker Nebel lag auf Straßen und Matten. So sah ihn wenigstens niemand, und das war gut, man hätte ihn sonst für einen Betrunknen oder Verrückten gehalten. Er schüttelte beständig den Kopf, fuchtelte mit den Händen und redete zu sich selber : « Geldstag – Zwangsversteigerung – verlumpen – Frau und Kinder im Elend – das ist zum Teufel holen ! »

Unter solchen Selbstgesprächen kam er bis zur Wolfeich, wo seine Wiesen und Äcker begannen. Da tauchte plötzlich aus dem Nebel eine dunkle Gestalt auf, ein langbeiniger, hagerer Mann, der fast aussah wie eine aufgestellte Heuschrecke. Der Fremde blieb vor ihm stehen und redete ihn an :

« Du hast mich gerufen. Hier bin ich. »

« Wer bist du ? » fragte der Bauer.

« Der Teufel », antwortete der Langbeinige.

Da kam der Schreck über den Bauer, und er wollte eiligst entfliehen. Doch der Schwarze hielt ihn am Rockzipfel zurück und redete ganz lieblich : « Guter Mann, fürchte dich nicht, ich tue dir nichts zuleide. Ich will dir nur helfen. » Er griff in die Tasche und zog einige Papiere hervor. « Schau da », fuhr er weiter, « das sind die Quittungen, die dir fehlen. Ich habe sie extra für dich gemacht. Kannst sie haben, ich verlange ganz wenig dafür. Genau in einem Jahre komme ich wieder, dann gibst du mir das erste Lebewesen, das ich in deinem Hause antreffe. Nimmst du meine Hilfe an, dann bist du gerettet. Weisest du sie ab, so wirst du von Haus und Hof vertrieben und endest in bitterster Armut. – Nun wähle. »

Der Bauer befand sich in einer verzweifelten Lage. Lange sann er hin und her. Schließlich dachte er : Die Frist läuft erst in einem Jahre ab, das ist eine lange Zeit. Bis dahin werde ich wohl einen Ausweg finden. Wenn Gott die Türe schließt, öffnet er ein Fenster, so lautet ein alter Spruch.

« Ich nehme an », sagte er zum Teufel.

« Gut gemacht », antwortete dieser, « schlag ein, – und hier hast du die Quittungen. »

Dann verschwand er.

Es folgte der zweite Gang in die Stadt. Die Erben des alten Herrn mußten – wohl oder übel – die vorgelegten Quittungen als echt und gültig anerkennen. So war der Pächter von seiner großen Sorge befreit.



Dafür tauchte sofort eine andere auf : Wie kann ich mich aus der Gewalt des Bösen befreien ? In schlaflosen Nächten grübelte und grübelte er, fand aber keinen Ausweg. Dieser Kummer war jetzt sein ständiger Begleiter. Er wurde immer schwerer und schwerer, und er durfte es niemand sagen. Der Winter ging vorüber, der Frühling kam. Die Arbeiten auf Wiesen und Äckern forderten alle seine Kräfte und seine Zeit. Schon nahte der Sommer. Die reiche Ernte mußte eingebracht werden. Früh auf, spät nieder. Keine Zeit zum Grübeln. Wie im Fluge ging der Sommer vorüber. Mit Riesenschritten eilte der Herbst heran und mit ihm der Martinstag. Noch immer keine Lösung, kein Ausweg. Jetzt wurde ihm himmelangst. Nur wenige Tage noch, dann wird der Böse zur Nachtzeit kommen und jemand brutal aus seiner Familie her-

ausreißen. Wen ? – ihn selber – die Gattin – ein Kind ? Verzweiflung faßte ihn. Oh, er hätte sich alle Haare aus dem Kopfe reißen mögen, – so reute es ihn, die Hilfe des Teufels angenommen zu haben.

Da – endlich kam ein Lichtgedanke : Ich will zum Herrn Pfarrer gehen und ihm alles haargenau erzählen. Der greise Priester war nicht wenig erstaunt, als er diese Geschichte vernahm. Er dachte erst eine Weile nach, dann redete er : « Vergiß nicht ! Gott ist der höchste Herr des Himmels und der Erde. Er ist's, der unsere Schicksale lenkt. Ihm muß jede Kreatur gehorchen. Die Macht des Teufels reicht nur soweit, als Gott sie zuläßt, um uns Menschen zu prüfen. Darum heißt die erste Bedingung zu deiner Rettung : Festes Gottvertrauen. Nun höre weiter. Der Satan verlangt das erste Lebewesen, das er in deinem Hause antrifft. Du meinst natürlich, das müsse ein Mensch sein. Das ist ganz falsch. Es kann auch ein Tier sein, sagen wir ein Hund, eine Katze oder nur ein Mäuslein. Nun paß gut auf, was ich dir rate. Am Abend des Martinstages bringst du ein minderwertiges Schwein in den Hausflur. An die Außenseite der Stubentüre heftest du ein Kruzifix. Den hintern Teil des Hausganges verrammelst du fest. So wird das Schwein das erste Lebewesen sein, dem der Teufel in deinem Hause begegnet, und dir und deiner Familie kann nichts widerfahren. Wenn alles gut abgelaufen ist, dann zeige durch ein gutes Werk dem Herrgott deine Dankbarkeit.»

Es war am Martinstag gegen Mitternacht, da kam etwas wie ein Windstoß gegen das alte Bauernhaus, schüttelte die Fensterladen und schlug die Haustüre mit solcher Wucht auf, daß das ganze Haus erzitterte. Dann ertönte im Hausgang ein donnerähnliches Stampfen und Poltern, ein markdurchdringendes Schweinegeschrei, ein wildes Rennen hin und her, die Wand hinauf und wieder hinunter, zur Türe hinaus und fort – –. Nachbarn eilten auf den Lärm herbei. Sie sahen gerade noch, wie eine schwarze Gestalt in wehendem Mantel auf einem Schweine durch die Luft ritt. Noch lange hörte man das Tier märerlich brüllen. Das Geschrei zog sich gegen die Berge hin, wurde immer ferner, immer schwächer und erstarb endlich. Das Schwein kam nie mehr zum Vorschein. Auch Beelzebub zeigte sich nicht mehr.

So gelangte alles zum glücklichen Ende. Die habgierigen Erben in der Stadt erhielten Papier statt Geld, der Hörnlimann bekam ein Lebewesen, und der Bauer behielt Haus und Hof. Zum Danke ließ er in der Wolfeich, dort wo ihm der Teufel begegnet war, ein hohes Wegkreuz mit einem geschnitzten Christusbild erstellen.

Der Samariterbrunnen

Es mag um das Jahr 1552 herum gewesen sein, da faßte der hochwohlwöbliche Rat der Stadt und Republik Freiburg den rühmlichen Entschluß, unten am Stalden einen großen, öffentlichen Brunnen zu erstellen. Gleichzeitig erteilte er dem berühmten Meister Hans Geiler den ehrenvollen Auftrag, für genannten Brunnen eine kunstvolle Säule zu meißen.

Der Künstler nahm sich vor, der Stadt, die ihm zur zweiten Heimat geworden, ein Meisterwerk zu schenken. Lange suchte er nach einem Motiv. Eines Tages blätterte er sinnend in der Bibel. Da fand er jene wundervolle Erzählung vom Heiland und der Samariterin am Jakobsbrunnen. Aufmerksam begann der Meister zu lesen und sein Herz schlug rasch und rascher. Wie eine Vision kam es gewaltsam über ihn, als er die Christusworte sprach :

« Jeder, der von diesem Wasser trinkt, wird wieder dürsten. Wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht mehr dürsten. Das Wasser, das ich ihm gebe, wird vielmehr zu einer Quelle, die ins ewige Leben emporspringt. »

Meister Hans fuhr empor. « Ich hab's, – ich hab's ! » jubelte er, und vor seinem geistigen Auge erstand jenes eindrucksvolle Bildwerk, das Geilers Namen unsterblich machen sollte. Rasch holte er Stift und Papier herbei und begann das Geschaute zu zeichnen. Schon nach wenigen Tagen ertönte aus seiner Werkstatt ununterbrochen der Schlag des Hammers und das Klingen des Meißels. Hans Geiler schuf den Samariterbrunnen.

Der Teufel sah es nicht gerne, daß inmitten der Stadt ein frommes Standbild erstellt werden sollte. Er dachte bei sich : « Wenn diese Statue in irgendeinen Winkel einer Kirche käme, dann würde sie mir wenig schaden. Da sähen sie die meisten Leute nur etwa am Sonntag. Aber

auf einem öffentlichen Brunnen – mitten in einem belebten Stadtviertel –, das ist gefährlich. Da gehen sie alle Tage fünf-, sechsmal hin, um Wasser zu holen, oder laufen sonst zehnmal vorbei, gaffen das fromme Bild an und werden dabei an das lebendige Wasser erinnert. Nein, das darf nicht geschehen ; – das muß ich verhindern. »

Während Geiler mit Feuereifer sein Werk schuf, begann der Stadtbaumeister mit einem Dutzend Arbeiter die Erstellung des Brunnens. Pickelschläge ertönten, Schaufeln scharrten und schwerbeladene Karren fuhren her und hin. Bald war die Leitung erstellt und man fing an, Fundamente zu graben für ein mächtiges, viereckiges Wasserbecken, in dessen Mitte sich die Bildsäule erheben sollte. Schon war man auf eine beträchtliche Tiefe in das harte Erdreich vorgedrungen, da schien dem Teufel der Augenblick gekommen, um einzugreifen.

Als einst die Arbeiter sich anschickten, Feierabend zu machen, da tönte plötzlich vom Stalden herunter ein ohrenbetäubendes Pfeifen und Bellen und Heulen. Schauerlich hallte der höllische Lärm in der engen Gasse, und mit der Schnelligkeit des Sturmwindes kam er näher und näher. Jetzt tauchte die lange, hagere Gestalt eines schwarzen Jägers auf. Ein dunkler Mantel flatterte um seine Schultern und eine Hahnenfeder wehte auf seinem Hute. Hinter ihm folgte rasend und heulend und zähnefletschend eine wilde Meute von schwarzen Hunden. « Flieht, flieht ! » gellte der Schrei der entsetzten Menschen. Wie dürre Blätter vom Wind hinweggefedt, so stoben die Arbeiter auseinander. Mit zwei, drei Sprüngen stand der Jäger vor dem unvollendeten Brunnen und zerstörte das Werk. In einem Augenblick war der ganze Platz verwüstet, das Werkzeug und das Baumaterial in alle Winde verstreut. Jäger und Hunde aber verschwanden im Brunnenschacht. Noch lange ging von der Stelle ein Schwefelgestank aus, und wer hier vorbei mußte, machte zuerst das Kreuzzeichen.

Der Baumeister war aber nicht gesonnen, die Arbeit aufzugeben. Doch seine Gehilfen ließen ihn im Stich und waren weder durch Versprechungen noch durch Drohungen zu bewegen, die Arbeit wieder aufzunehmen. So sehr hatte sie der Schreck entmutigt. Da mußte er sich nach andern Kräften umsehen. Nur mit vieler Mühe gelang ihm dies. Man begann, den verschütteten Schacht wieder auszugraben und die Fundamente neu zu erstellen. Bald ragten die Mauern aus dem Boden heraus, und es wurde der Bau des Wasserbehälters in Angriff genommen. Die Arbeit schritt rasch vorwärts, und der Tag der Vollendung rückte näher. Doch

eines Abends ertönte plötzlich wieder jener höllische Spektakel oben im Stalden und fuhr wie ein Gewittersturm die enge Gasse herunter. « Flieht, flieht ! » gellte abermals der Ruf der zu Tode erschrockenen Menschen. Im Nu verschwanden Arbeiter und Zuschauer in die nächsten Häuser. Der schwarze Jäger aber brauste mit seinen blutgierigen Hunden heran, verwüstete den Brunnen, streute Werkzeuge und Material in alle Winde und verschwand in den Mauertrümmern.

Trotz dieser neuen Katastrophe ließ sich der Baumeister nicht entmutigen. Er wollte und mußte das Werk um jeden Preis vollenden. Es ging um seine Ehre und seine Zukunft. In der Stadt wollte ihm aber niemand mehr Gefolgschaft leisten. Darum zog er ins Senseland hinaus und diente da ein Dutzend tüchtige Arbeiter. Doch bevor er mit ihnen die Arbeit wieder aufnahm, ließ er durch den Prior des nahen Augustinerklosters den Bauplatz, die Werkzeuge und das Material segnen. So wurde das Unternehmen unter den Schutz des Allerhöchsten gestellt und die Macht des Bösen gebrochen.

Mit frischem Mut gingen die Arbeiter ans Werk. In wenigen Wochen war der Brunnen erstellt. Nun sollte ihm noch die Krone aufgesetzt werden. Meister Hans Geiler hatte indessen sein Kunstwerk vollendet. Eines Tages wurde es auf die Brunnensäule gehoben und unter dem Jubel der ganzen Bevölkerung enthüllt.

Vierhundert Jahre sind seitdem verflossen. Noch immer steht der Samariterbrunnen – plätschert verträumt – erzählt – und spendet sein klares, frisches Labsal. Noch immer bleibt der Wanderer hier stehen, hebt den Blick empor, bewundert das unvergleichlich schöne Bildwerk und glaubt, die Heilandsstimme zu hören :

Wer von dem Wasser trinkt,
das ich ihm geben werde,
den wird
in
Ewigkeit
nicht dürsten.

Wie heißt er wohl ?

Irgendwo lebte einmal ein Schmied. Er war nicht mit Gütern gesegnet. Sein einziger Reichtum bestand in einer großen Kinderschar. Was er verdiente, reichte kaum hin für den Lebensunterhalt. In seiner Werkstatt aber fehlte es bald an diesem, bald an jenem, einmal an Eisen und Stahl, ein andermal am nötigen Werkzeug. Er konnte einfach den Rank nicht finden, um aus dieser Misere herauszukommen. Einst gingen ihm auch die Kohlen aus. Da eilte er zum Köhler, ein Fuder zu bestellen. Aber der empfing ihn sehr ungnädig und schnauzte ihn an : « Meinst du, du könntest Schuld auf Schuld häufen ? Bezahle mir erst, was du noch schuldig bist, sonst gebe ich dir nichts mehr. » Alles Bitten und Flehen und Versprechen war umsonst.

Am andern Tage saß der Schmied traurig auf dem Amboß, den Kopf in die Hände gestützt und studierte, was er jetzt beginnen solle. Aber alles Grübeln und Sinnieren nützte nichts, er fand keinen Ausweg. – Da trat ein fremder Herr in die Werkstatt. Er trug einen grasgrünen Rock. Der Schmied hielt ihn zuerst für einen vornehmen Jäger. Aber bald genug merkte er, daß es der Teufel sei. « Heh, Meister, warum so traurig ? » fragte der Fremde. « Kein Feuer auf der Esse, das ist schlimm. Allweg keine Arbeit mehr. »

« Wohl, Arbeit hätte ich genug », antwortete der Schmied, « aber mir fehlen die Kohlen. » Dann erzählte er ihm sein Unglück. Der Grüne heuchelte tiefes Mitleid und versprach zu helfen. « Ich will dir einen Haufen Kohlen liefern, so hoch wie dein Haus », sagte er, « und mache nur einen ganz leichten Vorbehalt. Genau in drei Jahren komme ich wieder. Wenn du mir dann sagen kannst, wie ich heiße, so ist die Schuld gestrichen und du bist frei. »

« Und wenn ich deinen Namen nicht weiß », fragte der Schmied, « wie steht es dann ? »

« Ja, dann bist du mir verfallen, und ich nehme dich mit », war des Teufels Antwort.

Der Schmied sann nach, was er machen solle. Schließlich dachte er : « Ich habe drei Jahre Zeit. Bis dahin wird mir wohl einmal ein rettender Einfall zu Hilfe kommen. » Und er schlug ein. Der Grüne machte sich lachend von dannen.

Als der Schmied am andern Morgen hinausschaute, stand vor dem Hause ein ganzer Berg von Kohlen. Bald brannte das Feuer in der Esse wieder, und mit neuer Freude ging der Meister an die Arbeit. Der Erfolg blieb nicht aus. Erst bezahlte er dem Köhler die alte Schuld, dann schaffte er neue und bessere Werkzeuge an. Auch der Tisch war jetzt reicher gedeckt als früher, und es mangelte der Familie nichts mehr. Ja, sie gelangte nach und nach sogar zu Wohlstand. Das machte dem Schmied zwar Freude, aber im geheimen nagte doch ein Kummer an seinem Herzen. Schon waren zwei Jahre verstrichen, und auch das dritte ging dem Ende entgegen. Er aber kannte den Namen des Grünen immer noch nicht, wie eifrig er auch die ganze Zeit nach ihm geforscht und gefragt hatte. Der rettende Einfall wollte nicht kommen.

Die letzten Tage der Frist vergingen wie ein Traum so schnell. Sie lösten das Rätsel nicht. Verzweiflung packte den Schmied. Heute noch muß er den Namen finden. Morgen wird der Grüne kommen und ihn lebendig in die Hölle befördern. Er rannte wie ein Irrsinniger in der Werkstatt herum, raufte sich die Haare und stellte sich wohl zum tausendsten Male die Frage : « Wie heißt er wohl, – wie heißt er wohl ? » Dann betete er wieder zu allen Heiligen und rief ihre Hilfe an. Das beruhigte ihn eine Weile. Aber plötzlich überfielen ihn wieder Hilflosigkeit und Verzweiflung. Er riß den Schurz vom Leibe, warf ihn auf den Amboss und eilte wie ein gehetztes Wild in den Wald hinaus. « Wie heißt er wohl, -- wie heißt er wohl », stöhnte er in einem fort. Er suchte nochmals alle die Namen zusammen, die das Volk dem Teufel anhängt. Er hatte das schon hundertmal getan und kannte die ganze Reihe auswendig. « Heißt er etwa Hörnlimann, – oder Chräbli, – oder Stollfüeßler, – oder Fitzibutzi, – Grüentschööpler, – Chrabutzi, – Höllerli, – Bueche-chasperli, – oder gar Grumpirenazi ? Vielleicht ist einer dieser Namen der richtige. – Aber welcher ? Vielleicht heißt er ganz anders. Was soll ich machen ? Was soll ich – – – ? »

Immer tiefer irrte der Arme in den Wald hinein. Keuchend arbeitete er sich einen Hang empor. Der Schweiß perlte ihm von der Stirne, er

merkte es nicht. Ohne Unterlaß jammerte er : « Wie heißt er wohl, – wie heißt er wohl ? – Ach wäre ich doch im Elend gestorben, statt die Hilfe des Bösen anzunehmen. Gütiger Gott, habe Erbarmen mit mir. »



Immer weiter jagte es ihn, immer höher stieg er empor. Der Wald lichtete sich und artete in verworrenes Gebüsch aus. Ein schmales Felsental öffnete sich. Rauchwolken stiegen darin auf. Ohne zu wissen, was er tat, ging er in dieser Richtung weiter. Auf einmal drangen sonderbare Töne an sein Ohr. Er hielt an und lauschte. Jetzt hörte er es deutlich. Da drüben sang jemand. – Nein, es war eigentlich nicht ein Singen, es war mehr ein Brüllen oder Gröhlen, wie von einem Betrunknen.

Zwischenhinein aber schallte immer wieder ein ausgelassenes Lachen. Der Schmied vergaß plötzlich seinen Kummer und schlich vorsichtig durch das Buschwerk immer näher an den Schreier heran. Jetzt kam er an eine Lichtung, und was er nun sah und hörte, hätte ihm vor Freude bald das Herz gelähmt.

Mitten auf dem Platze erhob sich ein ganzer Berg von Kohlen und rings um diesen rauchten wohl ein Dutzend Meiler. Um den Kohlenhaufen herum aber tanzte jener Teufel, dessen Namen er seit drei Jahren suchte. Er hatte eine Schaufel in der Hand und warf damit verstreut herumliegende Kohlen auf den Haufen, drehte sich wieder im wirbelnden Tanze und johlte dazu :

« Hans Winkelhorn heiße ich.
Ha – ha – ha – haa !
Doch der Schmied weiß es nicht.
Ha – ha – ha – haa !
Morgen früh hol ich ihn.
Ha – ha – ha – haa ! »

Dem Schmied war, als fiele eine Zentnerlast von seinem Herzen. Bald hätte er einen Freudenschrei ausgestoßen. Nun war das schwere Rätsel gelöst. Dem Vater im Himmel und allen Heiligen sei's gedankt. Vorsichtig kroch er durch die Gebüsche zurück, stürmte in seliger Freude den Wald hinunter und kam spät in der Nacht glücklich zu Hause an.

Am andern Morgen stand der Schmied in aller Frühe schon am Amboß und hämmerte, daß die Funken sprühten. Doch plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, stand der Teufel vor ihm. Diesmal trug er nicht den grünen Rock und sah nicht aus wie ein feiner Herr, sondern wie ein richtiger Gottseibeius, mit Bockfuß und Schwanz und Hörnern.

« So, Freund, die drei Jahre sind um », sagte er grinsend und zeigte dabei die Raubtierzähne. « Entweder sagst du mir jetzt, wie ich heiße, oder du kommst mit. »

Der Schmied antwortete spöttisch : « Du mußt doch ein stockdummer Löhli sein, daß du nicht einmal deinen Namen weißt. »

« Oho ! – ich weiß ihn schon », sagte der Gehörnte, « aber du, – du weißt ihn nicht, gelt – heeh ! Also bist du mir verfallen. Komm mit ! » Er zog eiligst eine Kette hervor, damit den Schmied zu fesseln.

Der aber hob drohend den schweren Vorschlaghammer und rief : « Hans Winkelhorn, verschwinde in die unterste Hölle ! »

Als der Teufel seinen Namen hörte, da knirschte er vor Wut mit den Zähnen, stampfte mit dem Bockfuß und hieb mit dem Schwanz in die Luft. « Wer hat dir das gesagt ? » brüllte er.

« Der Hans Winkelhorn selber, als er gestern abend um den Kohlenhaufen tanzte », antwortete lachend der Schmied.

Da gab der Teufel einen abscheulichen Gestank von sich und fuhr mit Donnerrollen in die Hölle hinunter.



Das schöne Miggeli

Da lebte einst in einem unserer Dörfer ein wunderhübsches Mädchen. Man nannte es nur das schöne Miggeli. Es wußte aber selber auch, daß es ein hübsch Gesichtchen und ein fein Postürchen besaß, und alle Bur-schen die Hälse streckten, wenn es zierlich die Dorfstraße hinabtrippelte, als ob es über Eier ginge. Doch, in dem lieblichen Kinde schlug ein ganz wankelmütiges, flatterndes, gaukelndes Schmetterlingsherz, das von einer Liebe in die andere taumelte. Es ließ sich einige Wochen oder Monde von einem Jüngling den Hof machen, und wenn dieser glaubte, es erobert zu haben, so flog es mit Hui wieder einem andern zu, und das Spiel begann von neuem. So vergingen Jahre. Das « Blinde-Maus-machen » verlor aber nach und nach den Reiz und zog nicht mehr. Miggeli dachte jetzt ernstlich daran, mit dem Spiel aufzuhören, und sein Lebensschifflein in den sichern Hafen der Ehe zu lenken. Die Gelegen-heit war noch einmal günstig. Ein flotter Jungmann, der Haus und Hof besaß, warb eben um seine Gunst.

An einem Sonntagnachmittag wanderte das junge Paar durch die blühenden Matten. Auf einer Anhöhe über dem Dorfe setzten sie sich am Rande eines Kornfeldes ins Gras und blickten versonnen in die weite, schöne Welt. Da faßte er sich ein Herz und fragte : « Miggeli, – willst du die Meine werden ? » Ohne langes Zögern antwortete sie : « Ja, Hans, – wenn du mich magst. » Aber Hans war von dieser Ant-wort noch nicht befriedigt. Er dachte an jene Vielen, mit deren Herzen das Mädchen einst gespielt, denen es auch sein Jawort gegeben und her-nach gebrochen hatte. Darum schaute er ihr jetzt tief in die Augen und fragte nochmals : « Wirst du's mir nicht auch machen – wie den andern ? » Sie senkte beschämt ihr Haupt und flüsterte : « Nein, – niemals. » Als sie wieder aufblickte und noch immer einen Zweifel in seinen Augen las, da ergriff sie seine Hand und sprach : « Hans, ich schwöre, nur dir



will ich angehören. Und sollte ich aus eigener Schuld mein Wort nicht halten, so soll mich der Satan am Hochzeitstage holen.» – Voll seliger Freude drückte der Bursch die Maid an sein Herz. Er traute ihrem Schwur und glaubte an sein Glück.

Das schöne Miggeli wurde aber noch einmal wankelmütig. Drei Jahre später schritt es mit einem andern zum Traualtar. An seinen Schwur dachte es längst nicht mehr, und daß der arme Hans darüber den Verstand verlor, rührte es nicht sonders. Es glaubte nun endlich denjenigen gefunden zu haben, den es sich immer gewünscht. Die Hochzeit sollte mit Glanz und Pracht gefeiert werden. Im Saale des Gasthauses versammelten sich Verwandte, Freunde und Nachbarn zum üppigen

Mahle. Das Fest begann. Die Wogen der Fröhlichkeit stiegen immer höher und höher.

Gegen Nachmittag ging ein fremder, städtisch gekleideter Wandersmann durch das Dorf. Er hörte die Klänge der Musik, die frohen Lieder und das übermütige Tanzen. Er blieb stehen und lauschte eine Weile. Endlich fragte er eine Frau, die des Weges kam, was heute hier im Dorfe los sei. Sie antwortete: « Eh-eh-eh, – wüssetersch narisch no niit ? Ds schönen Miggeli het doch hüt Hochzit. » Da eilte der Mann der Wirtschaft zu und ließ den Hochzeiter heraustrufen. Er erzählte ihm: « Ich bin Professor in einer fernen Stadt und habe noch nie einer ländlichen Hochzeit beigewohnt. Ich möchte gern die Sitten und Bräuche in hiesiger Gegend studieren und wäre sehr dankbar, wenn ich in einer Ecke des Saales zuschauen und zuhören dürfte. Ich werde gewiß nicht stören. » Der Bräutigam hatte nichts dagegen. Er wies ihm unten am Tische einen Platz an. Da setzte sich der Professor hin, lauschte gespannt den Liedern und Reden, verschlang mit den Augen die Bewegungen der tanzenden Paare und kritzelte zwischenhinein eifrig seine Beobachtungen in ein Notizbüchlein.

Bald ließ er sich mit den Bauern in ein Gespräch ein, fing an Witze zu erzählen und Flausenlieder zu summen. Helles Gelächter antwortete. Immer neue Geschichten und Spässe tischte er auf. Das Lachen tönte lauter und lauter und wollte nimmer aufhören. Einige Zuhörer hielten sich schon die Bäuche, andere wischten sich Tränen ab, noch andere bekamen Lachkrämpfe und wieherten wie Pferde. Die Gäste an den übrigen Tischen reckten die Hälse und spitzten die Ohren, um ein Zipfelchen dieser Fröhlichkeit zu erhaschen. Da trat der Hochzeiter zum Fremden und sprach: « Herr Professor, kommt zu uns herüber, wir möchten auch gerne einmal herzlich lachen. » Der ließ sich nicht zweimal bitten und setzte sich an den Ehrentisch. Von dort her schallte bald ein helles Lachen, das nach und nach zu einer fast ohrenbetäubenden Fröhlichkeit answoll. Von Zeit zu Zeit unterbrach sich der Erzähler und forderte zu einem Tanze auf. « Euere Tänze sind so reizend, so anmutig, viel schöner als bei uns in der Stadt », so rühmte er. Doch kaum war der Tanz vorbei, erzählte und sang er von neuem und zog alle in seinen Bann.

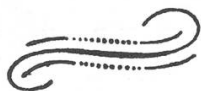
Endlich fragte er fast schüchtern den Bräutigam, ob er einmal mit der Braut ein Tänzchen machen dürfe, wenn diese es erlaube. Der Hochzeiter hatte nichts dagegen und das schöne Miggeli erst recht nicht.

Also begannen die Musikanten zu spielen. Ruhig und vornehm zog das Paar seine Kreise, verfolgt von hundert neugierigen Augen. Das leichte Schreiten ging nach und nach in ein sanftes Wiegen und Drehen über, das immer lebhafter und feuriger wurde. Jedesmal, wenn die Tanzenden an den Musikanten vorbeiglitten, gab der Fremde diesen heimlich ein



Zeichen, sie sollen schneller spielen. So ging es denn immer wilder und stürmischer, bis endlich das Paar in rasendem Wirbel durch den Saal flog. Da stieß die Hochzeiterin plötzlich gellende Hilfeschreie aus. Die Musik verstummte. Aber der Fremde hielt das schreiende Mädchen fest in den Armen und tanzte in atemberaubendem Tempo weiter. Die Gäste glaubten, er sei wahnsinnig geworden und wollten ihn aufhalten. Doch jeder, der ihm in die Nähe kam, flog wie ein Sack Lumpen an die Wand.

Da geschah etwas Seltsames. Das Gesicht des Professors verwandelte sich in eine scheußliche, grinsende Fratze, aus der zwei Hörner emporwuchsen. Am Steiß kam ein langer, zottiger Schwanz zum Vorschein, der peitschend um sich schlug. Ein Bockfuß hämmerte auf den Boden. Funken sprühten und stinkender Schwefelrauch hüllte das Paar, das noch immer im tollen Wirbel sich drehte, in einen Nebel. Ein Schrei des Entsetzens hallte durch den Saal, und mit dem Rufe: « Flieht – flieht – es ist der Teufel », drängte sich alles zur Türe hinaus. Die Letzten sahen noch, wie der Satan mit der Hochzeiterin zum offenen Fenster hinaustanzte. Lange noch hörte man diese in den Lüften jämmerlich schreien, erst laut, – dann immer leiser und leiser – bis sie ganz verstummte. Das schöne Miggeli hat man nimmermehr gesehen.



Gebannte Fuhrwerke

1. Kastels

Es war an einem Markttage. Ein Bauer aus Düdingen fuhr von der Stadt nach Hause. Der Wagen war leer. Der Mann hatte alles, was er auf den Markt geführt, verkauft. Die Pferde, die den ganzen Tag an der Deichsel gestanden, sehnten sich nach dem warmen Stalle und griffen kräftig aus. Als das Fuhrwerk gegen Kastels heraufkam, holte es eine ältere Frau ein, die scheinbar auch vom Markte heimkehrte. Sie stellte ihre beiden Körbe auf den Boden, hob die Hand auf und fragte den Bauer, ob er sie mitnehmen wolle, sie sei sehr müde. « Kommt nur », sagte er und half ihr auf den Wagen. Dann rief er : « Hüü ! » Die Pferde zogen an, die Stricke spannten sich, doch der Wagen bewegte sich nicht. Es war, als ob er am Boden angefroren wäre. Der Fuhrmann schwang die Geißel, die Pferde nahmen einen Ruck, der Wagen blieb bockstill. Jetzt stieg der Bauer ab, tätschelte die Rosse, zog sie am Zaume und sagte gütig : « Kommt jetzt, kommt. » Sie wollten ihm folgen, bäumten sich auf und sanken wieder zurück. Alles Tun war umsonst. Nun wandte sich der Fuhrmann an die Frau und sprach : « Es scheint etwas nicht in Ordnung zu sein mit euch. Sagt, warum kommen wir nicht vom Fleck ? » Sie zögerte eine Weile, dann brachte sie endlich hervor : « Es ist das viele Brot, das ich in meinem Leben erbettelt habe – und dann – verderben ließ. » Mit diesen Worten verschwand sie.

Die Pferde zogen jetzt von selber an, und das Fuhrwerk rollte heimzu.

2. Vivers

Ein Bauer hatte in Kleingurmels ein Fuder Langholz geladen und wollte damit nach Großvivers fahren. Oberhalb der St. Wendelinskapelle, dort wo der Weg steil abfällt, zog er am Wagen die Bremse. Aber diese schien wenig zu wirken, und das Gefährt geriet in Zug. Da rief der Fuhrmann grob :

« Wendul, sperr ! – we du für eppis büscht ! »

Augenblicklich stand das Fuder still und war nicht mehr von der Stelle zu bringen. Der Bauer mochte klöpfen und holeien soviel er wollte, es war alles umsonst. Wohl bäumten und streckten sich die Pferde, doch kein Rad bewegte sich. So verging eine geraume Zeit. Der Mann wagte es nicht, das Gefährt zu verlassen und Hilfe zu holen. Endlich nahte ein einsamer Wanderer. Es war der Herr Pfarrer von Gurmels. Der Fuhrmann klagte ihm seine Not. Da blickte ihm der Pfarrherr tief in die Augen und sprach : « Du mußt dich irgendwie verfehlt haben. Hast du etwa geflucht ? » – « Nein, nein », entgegnete der Gefragte, « diesmal nicht ». Der Pfarrer forschte weiter : « Dann hast du sicher etwas anderes verbosget. Nur frisch heraus damit. » Jetzt bekannte der Sünder alles. Der Pfarrer wiegte sein Haupt und sprach : « Sankt Wendelin ist ein großer Heiliger, den darfst du nicht anschnauzen wie einen Knecht. Er ist aber auch ein gütiger und hilfreicher Heiliger. Komm, wir gehen jetzt in seine Kapelle und beten miteinander ein andächtiges Vaterunser und dann bittest du ihn noch um Verzeihung für deine Grobheit. »

Als die beiden nach einer Weile die Kapelle verließen, da hob der Pfarrherr seine Hand empor und ließ lächelnd ein kräftiges « Hüü » erschallen. Die Pferde zogen folgsam die Stränge an, das Fuder setzte sich in Bewegung, fuhr langsam und vorsichtig den Hang hinunter und gelangte glücklich nach Vivers.

Die Glocke von Wiler vor Holz

Das sonnige Freiburgerdorf Wiler vor Holz besitzt eine geräumige, altersgraue Kapelle. Schon im 14. Jahrhundert wird sie in amtlichen Schriftstücken erwähnt. Die Kapelle diente einst als Pfarrkirche, bis in Heitenried ein eigenes Gotteshaus errichtet wurde. Dem Besucher des Heiligtums fällt der kunstvoll geschnitzte Hochaltar auf, in dessen Mitte die Muttergottes thront, umgeben von den Heiligen Mauritius und Antonius dem Einsiedler.

Am 17. Januar pilgerten früher die Bewohner des unteren Sensebezirkes nach Wiler und riefen den Einsiedler als Schutzpatron gegen die ansteckenden Viehkrankheiten an. Je nach Gattung der Haustiere opferten die Landwirte dabei hölzerne Pferde, Kühe, Ferkel, Schafe, Ziegen, Hühner. Die Holzfiguren wurden nebst einer Opfermünze vor dem Bilde des Heiligen auf einen Tisch gelegt.

Die Volkspoesie hat auch das Dorfkirchlein in ihren Bann gezogen. Die Heitenrieder hatten eine größere Kirche gebaut und wollten die größere Glocke der Wilerkapelle für die neue Pfarrkirche verwenden. Also nahm man die Glocke vom Turm und setzte sie auf einen festlich geschmückten, mit zwei feurigen Rappen bespannten Brückenwagen. Lustig knallte der Fuhrmann mit der Peitsche und gab den Pferden das Zeichen zum Aufbruch. Stramm zogen die Rosse an, doch sie vermochten den Wagen nicht um einen Zoll vom Platze zu entfernen. Es schien, als ob die Räder am Boden festgefroren wären. Die Männer holten noch zwei weitere Pferde als Vorspann. Aber auch vier Rosse konnten den Wagen nicht von der Stelle bringen. Unruhig stampften die Tiere, und ihre Nüstern dampften vor Anstrengung. Die Fuhrleute hieben mit ihren Peitschen auf die Pferde, um sie zu größerer Kraft anzufeuern. Vergebliche Mühe. Ratlos standen die Bauern herum. « Hier waltet eine

höhere Macht », sagten die verdutzten Männer von Heitenried. « Da muß der Herr Pfarrer helfen. » Gesagt, getan.

Die Sache war dem Geistlichen vorgebracht. Der fromme Seelsorger sank einige Augenblicke in tiefes Sinnen. « Ich weiß, warum ihr die Glocke nicht wegführen könnt », rief er aus, « ihr wolltet sie ohne Erlaubnis des Bischofs entfernen ».

Sofort machte sich der entschlossene Pfarrherr reisefertig und ging nach Freiburg, um vom Oberhirten die erforderliche Genehmigung zur Überführung der merkwürdigen Glocke einzuholen. Kaum war die bischöfliche Erlaubnis erteilt, so konnte die Glocke leicht mit einem Einspanner nach Heitenried gebracht werden, begleitet von einer Riesengemeinde, die der einzigartige Vorfall herbeigelockt hatte.

Heute noch hängt sie im Turme der anfangs des 20. Jahrhunderts erbauten schönen, gotischen Pfarrkirche. Ihre ernste Stimme verkündet jedesmal den Lebenden das Scheiden eines müden Erdenpilgers. Vielen läutete sie schon zum letzten Stündlein, auch denen, die sie weggeholt haben.

P. NIKOLAUS BONGARD.

Lebendig begraben

In der Nähe eines Dorfes stand ein Schloß. Darin wohnten vornehme, reiche Leute. Eines Sommers wurde die Schloßherrin plötzlich von einem Unwohlsein befallen. Schon nach wenigen Stunden sank sie in Todesschlummer. Man zog ihr ein kostbares Seidenkleid an, hängte ihr reichen Schmuck von Gold und Edelsteinen um und legte sie so in den Sarg. Dann wurde sie auf dem Dorffriedhofe unter den Trauerweiden begraben.

Der Sigrüst war ein junger Mann. Er liebte ein Mädchen und hätte längst gerne geheiratet. Aber er hatte kein Geld, sein Gehalt war zu karg. Nun wußte er, daß man die vornehme Dame mit Ketten und Ringen geschmückt ins Grab gelegt hatte. Da trat der Versucher an ihn heran und flüsterte ihm ins Ohr : « Schade für das kostbare Geschmeide, das nun in der Erde verdirbt. Wenn *du* das hättest – – ! Grabs doch heraus – und verkaufs. Mit dem Erlös kannst du bekommen, was du schon lange möchtest : Ein Häuschen – ein Gärtchen davor – Blumen an den Fenstern – ein hübsches Frauei, das den ganzen Tag um dich singt und zwitschert. Sei nicht dumm. Greif zu. Jetzt oder nie. »

Der junge Mann konnte der Versuchung nicht widerstehen. Um die Mitternachtsstunde schlich er auf den Friedhof und begann die lockere Grabeserde geräuschlos auszuheben. Die Trauerweiden boten ihm Deckung. Tiefer und tiefer schaufelte er sich. Bald mußte der Sarg zum Vorschein kommen. Plötzlich tönte ein hohler Schrei durch die Stille. Schrecken packte ihn. Er horchte gespannt. Da – wieder ein Schrei. Jetzt hatte er richtig gehört. Aus der Tiefe des Grabes war er gekommen. Sollte die Tote zum Leben erwacht sein, – oder wollte ihr Geist ihn verderben ? – Sollte er fliehen ? – Noch bevor er sich recht besinnen konnte, tönte zum drittenmal der Schrei aus der Tiefe. Deutlich verstand er die Worte : « Ich er-sti-cke ! » Jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Sie

lebte, – war lebendig begraben worden. Er vergaß, was er tun wollte und dachte nur noch an ihre Rettung.

Eiligst schaufelte er den Rest der Erde hinaus und brach den Deckel des Sarges auf. Die Totgegläubte hob beide Hände hoch, atmete tief und dann kam es freudig über ihre Lippen : « Luft – oh – Luft. » Nach einer Weile richtete sie den Oberkörper auf und fragte : « Wo bin ich ? » Er gab keine Antwort, sondern schwang sich auf den Rand des Grabes, zog sie herauf und setzte sie unter den Trauerweiden auf den Rasen. Dort erzählte er mit flüsternder Stimme, was sich mit ihr ereignet. Sie schauderte. Als sie ihm aber für die Rettung danken wollte, da fiel er zitternd vor ihr auf die Knie und bekannte, daß er ihr den Schmuck habe stehlen wollen und nun an den Galgen komme. « Nein, nein », beruhigte sie ihn, « du warst nur das Werkzeug, dessen sich Gottes Vaterhand zu meiner Rettung bediente. Du kommst nicht an den Galgen, dafür laß mich sorgen ».

Sie befahl ihm kurz und klar, was er tun und reden solle, um sich nicht in Widersprüche zu verwickeln und keinen Verdacht zu wecken. Dann trug er sie ins Schloß. Dort verursachte ihr Erscheinen einen gewaltigen Schrecken, der sich aber bald in Freude und Jubel verwandelte. Die Dame lebte noch viele Jahre. Sie betrachtete dieses zweite Leben als ein kostbares Geschenk Gottes und nützte es, um reichlich Gutes zu tun. Ihrem Retter war sie stets dankbar und beschenkte ihn so reich, daß er jetzt alles besaß, was er sich immer gewünscht hatte : Ein Häuschen – ein Gärtchen davor – Blumen an den Fenstern – ein herziges Frauelein, das den ganzen Tag um ihn singt und zwitschert. – Aber ein Schatten lag doch zeitlebens auf seinem Glück. Erst auf dem Sterbebett offenbarte er, was im Leben nie über seine Lippen kommen durfte.

A kurjoosi Gschücht

(*Ein Lügenmärchen*)

Der Lugibenz het alben erzellt :

I han as Mal imena hoele Buum as Vogelnäschtle gwüßt. As si füüf Jungi dri gsii. I bü z'sälbischt no a hassega Schnuderi gsii u ha di Vögelini welen usnäh. Aber i ha wärgergott mit der Hann nit i ds Loch ihi möge. Da bün i mit dum Chopf ihi gschloffe. Aber jetz han i ummi nit meh usa chene. Das isch mer a schöeni Sach gsii. Was han i o sele mache ? I ha g'wüßt was ! I bü gschwünn hiim gschprunge u han as Bieli g'riicht. Mit dem han i ds Loch im Buum rundum abzümmeret, bis i mit dum Chopf umhi a d'Hiiteri choe bü. Aber jetz si di alte Vogle zuha g'floge u hi mer wele d'Uugen usapigge. Da han ne flingg ds Bieli gschmiizt. I ha si allwäg troffe, wägen as si emul Fäderen aha kiit. Di Fädere han i zämeglääse u si vurbrone. Das het mer as Hüüffeli Äscha gää. Mit der Äscha han i Boene gsetzt. Di Boene si grüseli i d'Hööji gschosse. I ha müessen a Chriesliitera näh furschi ga abzlääse. Wiin i uf um overschte Siigul gschtane bü, da hettes underinischt g'chrachet. I ha gschwünn a Ggump gnoe ufe Boden ahi. Das het a schöena Tätsch gää. Drü Chlafter tüüf hettes mi i Händ ahi gschmätteret. Det une sina dri Mane gsii – a Blüna – a Lahma – una Blutta. Der Blüna het a Hase gseh, der Lahma hetne gfange, u der Blutta hetne i d'Faggatta taa.

Va det awägg bün i ging imena Muuseloch nah gange, u zlöscht uf der Brädelematta usi choe. As ischt brannschwarzi Nacht gsii, aber der Maa het taghiiter gschine. Nai bün i ging hübscheli choe, – u jetz bün i ummi da.

Hälfdergott

Zur Zeit der Pest lebten die Menschen in ständiger Todesfurcht. Ein heftiger Nießanfall war gewöhnlich das erste und sichere Kennzeichen der erfolgten Ansteckung. Wer ihn bekam, der war dem Tod geweiht und kein menschliches Wissen und Können vermochte ihn zu retten. Nur Gott allein konnte noch helfen. Im Bewußtsein der eigenen Ohnmacht sprach man darum zum Nießenden : « Hälfdergott ! » Das war ein frommes und tiefsinniges Wort. Helf dir Gott, wenn du Abschied nehmen muß von deinen Lieben und von allem, was dir teuer war. Helf dir Gott, wenn die Fieberschauer über dich kommen, der Schmerz wie Feuer dich verzehrt und die Zunge im Gaumen dir vertrocknet. Helf dir Gott, wenn du deine Augen schließt, um im Glanz der andern Welt sie wieder zu öffnen. Helf dir Gott im Gerichte, möge er dir gnädig und barmherzig sein. – Das war der Sinn des Wortes. Man sprach es wie ein Gebet so andächtig aus.

Die Pest erlosch. Doch der fromme Brauch lebte weiter. Er hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Zwar sagt man jetzt nicht mehr « Hälfdergott » sondern « Gesundheit ». Aber unsere Eltern gebrauchten noch das alte, schöne Wort. Wenn einer mehrmals nießen mußte, so wünschten sie:

Hälfdergott
i Hümel wui
z'oberischt wui.

Mit diesem Brauche Spott zu treiben galt als ein Frevel, der von Gott bestraft wurde. Dies bezeugt folgende Überlieferung :

Einige junge Leute aus Rechthalten hatten an einem Sonntagabend im Nachbardorfe getanzt. Auf dem Heimwege erlebten sie etwas Merkwürdiges. Als sie gegen die Farnera kamen, hörten sie in einem Hag drinnen jemand mehrmals heftig nießen. Einer der Burschen rief :

« Hälfdergott ! » Da rauschte es im Gebüsch und der lichthelle Geist eines Mannes trat aus den Stauden. Er näherte sich dem Jüngling und sprach : « Ich danke dir. Du hast mich erlöst. Es fehlte mir zur ewigen Seligkeit nur mehr dieses eine « Helf – dir – Gott », mit dem ich einst Spott getrieben. »

